

Herausgeber:  
B. St. Fjöllfross



Messenger National Preussen

**Preußischer**

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft



seit 2003

ISSN 1613-8910

Prussian Land Messenger

**Landbote**

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit

erscheint zu Brandenburg an der Havel



Borussiam  
et  
veritatem  
debere

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

# Bücher, Filmbesprechungen, Kultur

Volumen 07

(07.12.2008 - 19.01.2009)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel  
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,  
e-Mail [info@landbote.com](mailto:info@landbote.com), V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross  
gesetzt in Garamond 9Pt,  
2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011*



## 30 Prozent Rabatt auf Pfeffer

### Leipziger Pfeffermühle zu Gast am Brandenburger Theater

Michael L. Hübner

Sie gehört unzweifelhaft zur ersten Garnitur des deutschen Kabarets: Die Leipziger Pfeffermühle. Am Sonntag gastierte sie im Brandenburger Stadttheater. Franziska Schneider, Burkhard Damrau und Dieter Richter gaben auch noch in der zweiten Vorstellung des Tages vor einem zu drei Vierteln gefüllten Hause ihr aktuelles Repertoire. Dieses stand unter dem Leitstern „30 Prozent Rabattzz“. Vordergründig wurde jede Statistik durchgewalkt, die mit Prozenten wuchert. Hintergründig aber widmeten sich die drei Vollblut-Kabarettisten denen, die zwar Tag für Tag mit Prozenten hantieren, den Dreisatz oder die Prozentrechnung jedoch nicht im Mindesten beherrschen. Diese Klientel zieht sich durch alle Schichten der Gesellschaft. Quintessenz: wer auf den Gebrauch des eigenen Verstandes verzichtet, wird zu einer gesichtslosen, manipulierten und benutzten Erbse. Die Aufführung selbst war gut, mitunter sehr gut. Aber irgendetwas fehlte, irgendetwas... Ohne, dass man genau hätte sagen können, was. Obgleich die drei Darsteller professionell auf tagesaktuelle Ereignisse reagierten, kam manches Thema etwas seicht, etwas abgedroschen herüber. Für Brandenburger Verhältnisse waren die drei sicherlich exorbitant. Aber sie kommen aus Leipzig...! An Franziska Schneider bestach die Stimme, diese geschulte, durchdringende Stimme. Und das große komödiantische Talent. Die Frau spielte mit vollem Einsatz. Das imponierte. Sie interagierte mit dem Publikum. Dieter Richter, der „Alt-Pfeffermüller“, der vom Profil her mitunter auf merkwürdige Art an seinen Landsmann Walter Ulbricht erinnert, übertrifft den Staatsführenden Tischtennispieler an Komödiantikum um Größenordnungen! Und das will was heißen. Richter braucht für seinen Applaus keine Claqueure. Sein Solo, ein Ansprache über die Verwirrung durch die unerträgliche Sprache des Kleingedruckten und der Beipackzettel, ließ seine Zuhörer trampeln. Burkhard Damrau fühlte sich offenbar im Team am wohlsten. Die musikalische Begleitung durch Marcus Ludwig am Piano und Peter Jakubik an den Drums, das nun war wirklich Leipzig pur. Das Publikum zeigte sich mehrheitlich sehr zufrieden mit dem Abend.

## Alfred Schnittke und Johannes Brahms im Brandenburger Theater

### 4. Sinfoniekonzert im BT am 20. Januar 2007

K. K. Bajun

Ein bekanntes Online-Lexikon attestiert dem musikalischen Schaffen des Deutsch-Russen Schnittke etwas Apokalyptisches. Als ich seine Töne vernahm, dachte auch ich, der Mann müsse Endzeitvisionen gehabt haben wie seinerzeit Johannes auf Patmos. Gütiger Gott, was müssen die sowjetischen Bolschewiken dem Manne übel mitgespielt haben.

Sehen Sie, ich stand einmal in Rotterdam vor dem „Garten der Lüste“ des großen, genialen Hieronymus Bosch. Die untere Hälfte der rechten Tafel des Tryptichons zeigt die Musikantenhölle. Damals stand ich vor dem Bild. Nun kann ich sagen ich bin – im Bilde! Wortwörtlich! Wie Herr Schnittke das Meisterwerk des wunderbaren Malers so eins zu eins in Noten fassen konnte, wie der Dirigent Herr Sanderling, der Solist an der Bratsche Herr Mönkemeyer und das Brandenburgische Staatsorchester das umzusetzen vermochten – das machte sprachlos. Teufel noch eins! Lassen Sie uns

beten, daß die christlichen Geschichten um Hölle und Fegefeuer jeder Grundlage entbehren! Sonst will ich noch heute meinem Götzendienst und Heidentume abschwören und ein frommer Katholik werden. Nur das nicht! Nur das nicht! Meine Seele sehnt sich nach den Gefilden, in denen des Meisters, des unvergänglichen J. S. Bachs Musik gespielt wird und die Antonio Vivaldis oder doch zumindest die des Johannes Brahms.

Denn nach der Pause brachte der bewährte Klangkörper unter Herrn Sanderling die Sinfonie Nr. 4 e-moll, op. 98 des Johannes Brahms zu Gehör – und da blieb nur eine Frage offen: Brandenburger, kennt ihr keinen Zwischenapplaus? Man kann klatschen, wenn ein Orchester einen bravourösen Satz gespielt hat! Kann man. Oder ist euch das zu genant? Habt's am Ende Angst vor der eigenen Courage oder traut ihr Euren Ohren nicht? Vor Einhundertzweiundzwanzig Jahren, bei der Uraufführung des Werkes, soll sich das Publikum etwas mehr produziert haben. Sind wir zu steif geworden?

Am Ende ein beinahe fünfminütiger Applaus, ein verhaltenes Trampeln – wie gesittet! Dieses Werk hätte einen donnernden Beifall verdient, in die Luft geworfene Hüte – (aber die lagen ja brav in der Garderobe); dieses Werk hätte in demselben Maße Bravo-Rufe meritiert, wie das Orchester aus sich herausgegangen ist. Es ist schon merkwürdig, wenn das Publikum hinter den Künstlern zurücksteht.

Mit dem Brahms wurde der Chur- und Hauptstadt ganz große Kunst geboten. Brandenburg aber sollte sich davon etwas mehr mitreißen lassen. Denn Werke und Aufführungen dieser Güte haben ein Recht auf eine Zuhörerschaft, die ihre Seele an die Klänge verliert.

## AUA – hat ja gar nicht wehgetan!

### Weihnachtskabarett im Fonte

Michael L. Hübner

Was das nun Kabarett? Wohl eher nicht. Aber dafür etwas anderes: Was Kathrin Brunner, Hank Teufer und Ekki Busch bei ihrem „Weihnachtskabarett Happy Aua“ am Abend des 29.11. boten, war Komödiantentum der Spitzenklasse. Ja, das war eindeutig Oberliga! Wenn sie auch nur vor etwa vierzig Gästen spielten, man darf sich dessen sicher sein – DIE hätten auch die Deutschlandhalle klagemacht. Slapstick, banale



Hank Teufer, Kathrin Brunner und Ekki Busch

Trivialitäten, zotiger Schmonzes tief unter der Gürtellinie, schmalzigste Schlager aus den Fünzigern und Sechzigern, Schunkel-Sauflieder, irrsinnige Sketche und alles wild durcheinander gequirlt, das Publikum johlte und pfiff und sang mit und lachte und es war kein Halten mehr. Diese Melange aus Clownerie und provinziell Schmierentheater auf nationalem Niveau und wirklich, wirklich anspruchsvollster mimischer Darbietung – das musste man einfach gesehen haben! Die kleine, drahtige Kathrin Brunner, dieses quirliche Mischwesen aus Lisl Karlstadt und Otto Waalkes, die so herrlich besoffen grimassieren und torkeln konnte... Asthmatiker taten gut daran, ihr Spray in Griffweite zu deponieren. Das Lachen allein nahm einem schon die schiere Luft. Teufer, ein Glanzlicht Brandenburger Schauspielkunst, Perfektionist selbst bei den albernsten Verrenkungen – er brauchte einfach nur in die Menge zu stieren und das Publikum krümmte sich in seinen Stühlen, klatschte, wieherte vor Freude. Ekki Busch und sein 120-Bass-Borsini waren eins. Wie dieser Musiker sein Akkordeon leichthändig, elegant und verspielt traktierte, wie er seine Melodien aus dem Effeff intonierte und dabei sang, deklamierte, staubtrocken die Runde musterte – das war...das war..., ach, es fehlen die Worte! Die drei entfalteten auf der Bühne ein Temperament, eine Dynamik, das wuselte umher, mal synchron, mal jeder für sich, und patzte nicht ein einziges Mal vernehmlich. Subtiler Klamauk hier, Witze da, über die auf der Straße kein halbwegs sinniger Mensch lachen würde – wenn Teufer sie zum Besten gab, kullerten Tränen die Wangen hinunter. Was für Talente – alle drei. Da heulten sie und greinten wie die Klageweiber und sahen so recht jämmerlich in die Welt, schluchzten herzzerreißend, wie doch immer einer vom Schicksal noch besser behandelt werde als sie und wie alles für sie so trist und traurig ist – das Akkordeon stöhnte seins dazu – und im Saal schmerzten derweil die Bäuche vom Gelächter. Die Künstler, die an diesem Abend im Fonte den dreifachen Dummen August gaben, das waren Spitzenkünstler ihrer Zunft. Ihr Publikum liebte sie dafür.

---

## Chorgesang im Rolandsaal

### Brandenburger Volkschor und Gemischter Chor Rathenow gaben Weihnachtskonzert

Michael L. Hübner

Kaum ein gehaltvolles Kulturereignis der Vorweihnachtszeit vermochte soviel Publikum an sich zu ziehen, wie das gemeinschaftliche Chorkonzert des Volkschores Brandenburg (Havel) und des Gemischten Chores Rathenow. 230 Zuhörer lauschten der anderthalbstündigen Aufführung am 30.11. im Rolandsaal des Altstädtischen Rathauses. Die



Auftritte des Brandenburger Volkschores haben Tradition, eine sehr lange sogar, 134 Jahre um genau zu sein. Dieses 1874 aus der Brandenburger Arbeiterbewegung hervorgegangene Ensemble bestreitet etwa drei bis vier Aufführungen jährlich und begleitet auch bedeutsame Ereignisse, wie beispielsweise die Namensverleihung der Hohenstückener Otto-Tschirch-Oberschule und des diesjährigen Nikolausfestes vor dem Hohenstückener Bürgerhaus. Das Repertoire ist vielfältig. Es reicht von anspruchsvollster Klassik, wie dem am Sonntag vorgetragenen „Friede, sei willkommen“ von Telemann, bis hin zu unterhaltsamen Stücken aus dem populären Weihnachts-Liedgut. Die etwa dreißig Aktiven unter Leitung des sehr engagierten Wolfgang Kusior sind nun eben keine Kruzianer und auch Altmeister Bach würde als Kantor noch einiges an Reserven entdecken. Doch als Profis begreifen sie sich auch gar nicht. Sie musizieren aus Spaß an der Sache, pflegen kulturelles Erbe und machen sich um echte Volkskunst verdient. Natürlich geht es den Sängerinnen und Sängern auch und gerade darum ihren Mitmenschen eine Freude zu machen.

Aus diesem Blickwinkel heraus verdient die sehr respektable Leistung der dreißig Enthusiasten viel Respekt. Sie, die sich jeden Montag in ihrer Freizeit zur Chorprobe treffen, konnten sich, wie im Rolandsaal deutlich zu notieren war, ein treues Stammpublikum erarbeiten. Der befreundete Rathenower Chor unter dem Dirigat von Heidi Dummer, welcher in der musikalischen Umsetzung der von ihm dargebotenen Stücke sogar noch einen Tick professioneller schien, vereinigte sich während des Abends gleich zweimal mit den Brandenburger Nachbarn. Unterstützt von instrumentaler Begleitung wurden die Ohren des Publikums von beiden Chören mit Weihnachtsliedern auch aus anderen Teilen der Welt verwöhnt. Nicht nur Deutsch, sondern auch Französisch, Lateinisch, Polnisch, Englisch und sogar Erzgebirgisch klang es unter dem Tonnengewölbe des großen Saalbaus, der wohl während der dort ebenfalls stattfindenden SVV-Versammlungen eine solche Harmonie, einen solchen Wohl- und Gleichklang mitunter schmerzlich vermissen dürfte. Wie es klingt, wenn sich sechzig Kehlen einer Melodie widmen, ließ sich aus dem gemeinsam von den Brandenburgern und Rathenowern zelebrierten, fulminanten Finale, heraushören. Selbst stimmliche Vielfalt kann also durchaus ein harmonisches Ganzes ergeben.

---

## Ein Haus für die Gemeinde

### Zehn Jahre Förderverein Evangelisches Gemeindehaus St. Katharinen

Michael L. Hübner

Der westliche Teil des Katharinenkirchplatzes wird gesäumt von vier großen Baukörpern. Einer davon ist das Gemeindehaus der Kirchgemeinde zu St. Katharinen. Dem Turm gegenüber hatte der Regierungsbaumeister Conrad Dammeier in den letzten beiden Jahren vor dem Ersten Weltkrieg dieses imposante Gebäude auf den Grundstücken von drei kleineren Häusern aufgeführt. Herausgekommen ist ein imposanter, dreistöckiger, neoklassizistischer Bau, welcher derzeit das Pfarrbüro, einen großzügigen Gemeindesaal und sogar Räumlichkeiten für eine Kindertagesstätte bietet. So gründlich und solide die Handwerker seinerzeit unter Dammeiers Rigide dieses Haus bauten – es steht nun einmal fast ein Jahrhundert: Der Zahn der Zeit, vor allem die angespannte Situation der christlichen Gemeinden zu DDR-Zeiten machten dem Haus schwer zu schaffen. Rettung für dieses Zeugnis spätwilhelminischer Funktions-Architektur war dringend geboten. So gründeten aktive Gemeindeglieder im Jahre 1998 einen Förderverein „Evangelisches Gemeindehaus St.

Katharinen zu Brandenburg an der Havel, dem heute etwa 50 Mitglieder und ein kleiner Freundeskreis angehören. Diese Aktivisten nahmen die Schäden vom Dach bis in den Keller auf, warben Unterstützung und Spenden ein, formulierten Förderanträge, kalkulierten, bauten, rieben sich auf. Am Ende mit Erfolg: Seit dem Jahre 2000 konnten bis zur Währungsumstellung etwa DM 57.500 und seit der Einführung des Euro € 318.000 verbaut werden. Das Dach wurde grundlegend saniert, ein Personenaufzug konnte eingebaut werden, das Treppenhaus wurde renoviert und die Fassade bekam einen neuen, helleren und freundlichen Putz. Das Erreichte veranlasste den Förderverein zu einer kleinen Soiree zum 10jährigen Jubiläum am Freitag, dem 7.11. im großen Gemeindesaal. Besuch erhielten sie von Superintendent Friedrich Teubner und verschiedenen Brandenburger Kirchgemeinden und Fördervereinen. Fred Litwinski gab mit seinem Orgelspiel einen würdigen musikalischen Rahmen. Natürlich können Pfarrer Michael Kiertscher, die Gemeinde und der Förderverein stolz auf das Geschaffene sein. Wichtige Vorhaben aber stehen der Gemeinde noch bevor. Der Turm St. Katharinen, dem Gemeindehaus gegenüber, müsste gesichert und ausgebaut werden, um ein gefahrloses Besteigen möglich zu machen. Die Fresken im Südeingangsbereich bedürfen dringendst der Rettung. Aber im Stemmen solcher Projekte hat sich die Gemeinde bereits bewährt. Sie werden auch das hinbekommen.

---

## Ein „Lüderjahn“ und seine Briefe

**Christiane Ziehl und Klaus Büstrin lesen im Kreuzgang von St. Pauli**

Michael L. Hübner

Das der ihm noch am selben Abend verliehene Theaterpreis mit Fug und Recht überreicht wurde, stellte der Potsdamer Kulturjournalist und Kritiker Klaus Büstrin unter Beweis, als er im Dominikanerkloster St. Pauli zusammen mit der Leiterin des Brandenburger Jugendtheaters, Christiane Ziehl, eine Lesung im Kreuzgang hielt. Thematisiert wurden die Briefwechsel König Friedrich Wilhelms II. mit seinen verschiedenen Ehefrauen, sowie den offiziellen und inoffiziellen Mätressen. Der „Lüderjahn“ auf dem preußischen Thron, Neffe und farbloser Nachfolger Friedrichs des Großen, hatte nicht viel von seinen beiden Amtsvorgängern. Er war ein characterschwacher, nach der Liebe der Frauen dürstender Mann, dem die meisten seiner Affären aufgrund seiner exponierten gesellschaftlichen Stellung zuflogen. Diese Frauen suchten zu allermeist den König zu ihrem Vorteil an sich zu binden, Kinder mit ihm zu bekommen, über den Titel einer Ehefrau zur Linken Hand oder zu mindest als Mätresse materielle Vorteile und Zuwendungen für sich herauszuschlagen.

Diese Briefwechsel sind nun etwas Besonderes. Man litt vor zweihundertundzwanzig Jahren noch nicht unter jenem entsetzlichen Zeitdruck, der heutigen Menschen das Abfassen eines stil- und gehaltvollen Briefes oder aber das Lesen eines solchen gleichsam verbietet. Niemand wäre auf die abwegige Idee gekommen, ein Schreiben mit solch unsäglichen Kürzeln wie „m f g“ zu beenden. Die Formulierungen wurden allseits wohlgesetzt, es ist eine Melodik in jedem dieser Briefe. Genau diese Melodik wurde von Büstrin und Ziehl aufgenommen. Naturgemäß sprach Büstrin den beleibten König mit all seiner naiven Sehnsucht nach aufrichtiger Zuwendung, mit all seiner Flatterigkeit und Unstete und Büstrin sprach sehr, sehr gut. Dazu hat sich der Journalist mit dem Hang zum Schauspiel Unterricht im Sprechen und Vortragen erteilen lassen – methodisch und gründlich und mit viel Erfolg. Christiane Ziehl an seiner Seite brillierte

mit allen Facetten, welche die so ungleichen Damen aufwiesen. Von der gestandenen und geschulten Adligen bis zum treuherzigen Kammermädchen nimmt Ziehl wahrlich jeden Charakter stimmlich auf, klagt, hält vor, beschwört, zirpt, schmeichelt, schmachtet, bettelt auf hohem Niveau. Sie ist eine Große der Brandenburger Schauspielkunst. Begleitet wurde die Lesung durch die Celli Ute Dörings und Joachim Köhlers, die mit Herzwärmender Virtuosität Stücke aus der Epoche des anbrechenden Klassizismus vortrugen und damit das Stimmungsbild abrundeten. Etwas ungewohnt sicherlich in einem Kreuzgang, in dem man intuitiv doch eher Gregorianik ansiedelt. Dennoch, die Akustik bestach: Die Alten wussten genau, wie sie in einer Zeit bauen mussten, in der es noch keine Mikrofone gab. Im Übrigen dürfte jeden Heimatliebenden Brandenburger die Atmosphäre des wiederhergestellten herrlichen gotischen Bauwerkes mit Dankbarkeit erfüllt haben, das am Abend des 7.11. von vier ausgezeichneten Künstlern mit niveauller Kultur belebt wurde.

---

## Ein Skelett auf dem Bischofshof

**Archäologen geben Jahresbericht vor Historischem Verein**

Michael L. Hübner

In einem Vortragsmarathon gaben die Brandenburger Archäologen am Donnerstagabend im Gemeindesaal zu St. Katharinen ihren traditionellen Jahresrückblick vor dem Historischen Verein der Havelstadt. Etwa 85 Besucher lauschten den thematisch breit gestreuten Referaten. Man war neugierig, was die Archäologen zwischenzeitlich an Geheimnissen der Vergangenheit dem Brandenburger Erdreich entlockt hatten. Sechs Referenten gaben über zwei Stunden lang Auskunft, moderiert vom Doyen der Brandenburger ausgrabenden Zunft, Dr. Joachim Müller. Man arbeitete sich zielsicher von der Peripherie in die Stadtmitte vor. Schloss Gollwitz, Klein Kreuz und der Plau'sche Werder boten im Zuge von Baumaßnahmen den Archäologen Gelegenheit, teils flächige, teils stichpunktartige Grabungen vorzunehmen. Knochen von Mensch und Tier, Scherben, Gürtelschnallen, Gläser, Ofenkacheln und ganze Brunnenanlagen – was der Brandenburger Untergrund an Artefakten aus Tausenden Jahren Siedlungsgeschichte noch verbirgt, ist erstaunlich. Da liegt auf dem Gelände des alten Bischofshofes an der St. Gotthardtkirche ein männliches Skelett aus dem Mittelalter, schwere Hieb- und Stichwunden am Schädel. Der Mann wird wohl bei Kampfhandlungen zu Tode gekommen sein, erklärt Dr. Wolfgang Niemeyer. Eine Regelbestattung sei das wohl nicht, wengleich Kirchen im Mittelalter oft im Zentrum von Friedhöfen standen.

Auch im Umfeld der Franziskanerkirche St. Johannis, an der Johanniskirchgasse gegenüber dem Hofe des Gotischen Hauses, finden Archäologen drei Gräber. Eng an eng, eine Mutter liegt dort, ihr Kleinkind auf ihr. Die Hälfte der Gebeine ruhen offensichtlich seit Jahrhunderten unter den Fundamenten eines angrenzenden Gebäudes. Gaby Niemann von der Brandenburger Firma erzählt, während sie mit ihrem Pointer die entsprechende Stelle des Bildes zeigt. Ihre und die Ausführungen ihrer Kollegen sind qualitativ sehr hochwertig; vielleicht etwas zu anspruchsvoll für eine Darstellung, die in erster Linie an Laien adressiert sein sollte. In der Atmosphäre einer Fachtagung ist von gewachsenen und gestörten Bodenschichten die Rede, die sich unter einem Planum finden, hier verweisen Staunässebereiche auf historische Starkregenfälle, Kulturhorizonte stellen sich vor eingetieften Schichten dar – es ist die Sprache der Fachleute, der Fachzeitschriften und des Fachpublikums. Unverzagt mühten sich die anwesenden Laien, dem Dargebotenen tapfer zu folgen. Es lohnte, denn



die Archäologen hatten wirklich viel Neues und Interessantes zu bieten: Scherben und Artefakte aus dem Neolithikum vor etwa 7.000 Jahren bis über die Bronze- und Eisenzeit, die römische Kaiser- und die Slawenzeit, bis hinein in das Mittelalter, welches der Stadt Brandenburg Gestalt und Namen verlieh. Diesem war übrigens Stefan Dahlitz auf dem mutmaßlich kleinsten Grabungsfeld der Saison auf der Spur: In der Nähe des Altstädtischen Wassertors wurde ein Gebäude mit einem Betonringfundament bis in 3,60m Tiefe gesichert. Ein Halbkreis von kaum 70cm Durchmesser blieb Dahlitz zum arbeiten auf dem Grund des Schachts. Eine unerwartet reichhaltige Befundlage aber entschädigte für die geübten Mühen.

Auf dem Marienberg wurden anlässlich der Rekonstruktion des Wasserkessels Bruchstücke vom ehemaligen Kriegerdenkmal gefunden und konnten anhand alter Photos zugeordnet werden. Wer die einzelnen Mosaiksteine zusammensetzen vermag, dem erschließt sich die Havelstadt als dynamischer Organismus, Heimat hunderter Generationen.

---

## Eine Laubhütte an der Synagogenwand

### Jüdische Gemeinde feiert Sukkot – das Laubhüttenfest

(hüb)

Kurz nach dem höchsten jüdischen Feiertag, dem Versöhnungsfest Jom Kippur feiert die jüdische Welt „Sukkot“ – das Laubhüttenfest. Ursprünglich eine Art Erntedankfest, wandelte es sich nach dem Auszug der Juden aus Ägypten unter Moses zu einem freudigen Gedenkfest an die lange Wanderung ins Gelobte Land. Man baut Laubhütten ohne Verwendung von Eisennägeln, um an die kärglichen Bedingungen auf der langen Reise zu erinnern und daran, wie wenig ein Mensch eigentlich wirklich braucht, um im Herzen glücklich zu sein. Die Laubhütte ist vergänglich, so wie alle irdischen Besitztümer. Der Ewige allein ist unvergänglich.



Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Brandenburg an der Havel Feliks Byelyenkov

Zum diesjährigen Laubhüttenfest der Brandenburger Jüdischen Gemeinde kam sogar Rabbi Pressmann angereist, um den Gemeindemitgliedern den Segen zu erteilen. Doch auch Nichtjuden waren herzlich eingeladen. So beteiligten sich unter anderem der Fraktionsvorsitzende der Linken, Alfredo Förster, Rita Weigelt-Koppe von der Stadtverwaltung und Direktor Dr. Winfried Overbeck vom Domgymnasium an dem Fest. An diesem Tag strahlte der Vorsitzende Feliks Byelyenkov. Von einigen Anwesenden schmerzlich vermisst wurde allerdings Michael D. Kröner, dessen Anwesenheit als Gemeindemitglied und Vertreter des eingewanderten

Judentums ein Zeichen des Zueinanderfindens und des allseitigen Willens zur Geschlossenheit vermittelt hätte. In jedem Falle aber bieten solche Feste den Brandenburgern die Möglichkeit, ihre jüdischen Nachbarn kennen zu lernen – eine Gelegenheit die von den Havelstädtern mehr, viel mehr genutzt werden sollte.



Rabbi Pressmann erteilt den Segen

---

## Festliches aus der Gotthardtkirche

### Matthias Passauer dirigiert Bachs Weihnachtsoratorium

Michael L. Hübner

Zu Weihnachten 1734 komponierte Johann Sebastian Bach sechs Kantaten, die später unter der Bezeichnung „Das Weihnachtsoratorium“ weltberühmt wurden. 274 Jahre später, am dritten Advent 2008 wurde es eng in der altstädtischen St. Gotthardtkirche. Weihnachtsoratorien gibt es viele – das aber von Johann Sebastian Superstar füllte das große Gotteshaus bis auf den letzten Platz. Und obwohl selbst die Orgelempore gestürmt wurde – immer noch mussten einige Zuhörer stehen. Gemeindemitglieder schätzten die Besucherzahl auf etwa 450. Ein zweiter Magnet nämlich zog ganz gewaltig: Kirchenmusikdirektor Matthias Passauer dirigierte zwei Ensembles, einen großen Chor, fünf Solisten (Sopran Carmen Dahlke kam leider nur als Echobesetzung für die Arie des 4. Teils „Fallt mit Danken, fällt mit Loben“ zum Einsatz) und Bettina Damus statt Marc Spiess an der kleinen Orgel. Was vor allem der Brandenburger Kantatenkreis leistete, war enorm.

Wenn auch die Organisatoren auf die Teile 2 und 3 verzichteten, so standen die Damen und Herren doch über andertdrei Viertel Stunden im kühlen Chor des Gotteshauses und intonierten ihre Einsätze des als schwierig geltenden Werkes trotz dieser physischen Anstrengung mit großer Disziplin, Engagement und Kunstfertigkeit. Von den Solisten imponierte Markus Brühl besonders, der sich trotz seines überaus präsenten und wohlklingenden Basses den ihn begleitenden Streichern gegenüber dezent, man möchte beinahe sagen – rücksichtsvoll verhielt. Er verlor dadurch nichts; die Berliner Kammersymphoniker aber konnten ihre Souveränität unter den hohen Kreuzgewölben der altstädtischen Hauptkirche behaupten, deren für chorale Werke ausgelegte Akustik gerade den Streichern einen kräftigen Bogenstrich abverlangt. Weniger Probleme kraftvoll gehört zu werden dürfte dagegen das „Trompetenensemble Daniel Schmah!“ gehabt haben. Die triumphierenden und schmetternden Bläser konnten getrost ihre Dominanz ausspielen, mit der sie die Geburt des Gottessohnes bejubelten. Es ist wohl nicht übertrieben Bachs



Weihnachtsoratorium als einen Gottesdienst eigener Prägung anzusehen, der von den Aufführenden mit Hingabe „zelebriert“ wurde. Das Publikum dankte mit lang anhaltendem Applaus und Trampeln und – soweit das in einem Gotteshaus der Würde des Ortes entspricht – mit standing ovations.

Dass man die Teile 2 und 3 ausließ, lag einzig in der Länge des Gesamtwerkes begründet, welches der Meister selbst auf sechs Aufführungstermine rund um das Weihnachtsfest verteilt wissen wollte. Eine kompakte Wiedergabe hätte trotz der gewaltigen Noten, dieser unsterblichen Musik, sowohl Ausführende als auch Publikum in die Knie gezwungen. Bachs Weihnachtsoratorium gehört ohne jeden Zweifel zu denjenigen Werken, welche in vorderster Linie den weltweiten Ruf der Deutschen als Kulturnation begründen halfen. Eine berstend volle gotische Hallenkirche bewies eindrucksvoll, dass diese Musik in 274 Jahren nichts, aber auch gar nichts an ihrer Attraktivität eingebüßt hat.

## Frontmann im Zickengang

### IC Falkenberg stellt neue CD in Golzow vor

Michael L. Hübner

Der Mann gehört zweifelsohne zu den Dinosauriern der ostdeutschen Unterhaltungskultur. Trotzdem gelingt es ihm noch immer, wie er am Freitag, dem 7.11. im Golzower Zickengang unter Beweis stellte, seine Fans zu begeistern. Ralf Schmidt alias IC Falkenberg kann trotz seiner 48 Lenze auf eine treue und anhängliche Gemeinde zählen, welche die Liedtexte ihres Idols während der Aufführung stimmlos mitsingen. Gebannt hängen sie an seinen Lippen und den geschlossenen Augen, die sich nur zwischen den Songs öffnen, in denen der ehemalige Frontmann von „Stern Meissen“ seine Vorstellungen und Ideen von der Welt musikalisch darbietet. Singen kann er, keine Frage! Das hat er gelernt, als er mit 10 Jahren der Solist des mit neunhundert Jahren dienstältesten Knabenchores „Stadtsingchor“ Halle (Saale) wurde. Auch die spätere Karriere als Opernsänger am Hallenser Landestheater war dieser Stimme keineswegs abträglich. Mit seinen beiden Instrumenten, dem Klavier und der Gitarre, ist er ebenfalls auf gutem Fuße. Alles in allem ergibt diese Kombination durchaus eingängige und hörensweite Melodien. Die Texte jedoch erfordern einiges an Verständnis. Hilfreich wäre sicher eine ordentliche Portion Östrogene, wie die zahlreich vertretene weibliche Zuhörerschaft vermuten ließ, welche dem Banne des Bardens im besonderen Maße verfallen war.

Das Textgefüge lässt sich mit Begriffen wie „abstrakt“ oder „surreal“ ganz gut charakterisieren. Der Vergleich mit einem Bilde Picassos drängt sich auf. „...

Regenbogen auf Deiner Haut, denn wir haben uns vertraut...“, singt er da zum Beispiel. Vielleicht weil er ahnt, dass sich so Mancher nur schwer mit dieser Aussage zu arrangieren vermag, wird der Zuhörer gleich mit Wiederholungen im Dutzend dieses merkwürdigen Faktus überhäuft. Gut, die Lyrik greift also kühn nach Gefilden, die dem Normalkonsumenten von „Im schönsten Wiesengrunde“ oder „Der Mond ist aufgegangen“ wohl auf ewig verschlossen bleiben werden. Mag sein, es handelt sich um eine andere, eine besondere Art von lyrischem Tiefgang. Um das aber zu bewerten, muss man es eben verstanden haben. Ein guter Teil der etwa 40 Gäste von IC Falkenbergs Zickengang - „Wohnzimmer“ - Konzert, das wirklich eine quasifamiliäre Atmosphäre ausstrahlte, wird jedoch mutmaßlich dieses Vorzuges teilhaftig gewesen sein. Denn als sich der Künstler auch ohne den entsprechenden, nötigen Applaus zwei Zugaben genehmigte, regte sich zumindest kein Protest. Resümierend lässt sich feststellen, dass musikalisch gehaltvolle Darbietungen auf dem einstigen hohen Niveau der ostdeutschen Unterhaltungskunst mit IC Falkenberg noch immer einen sympathischen und würdigen Interpreten haben.

## Geheimnisvoller Gewölbekeller

### Arbeitsgemeinschaft Historischer Stadtkerne öffnet 19. Türchen im Adventskalender

#### Gewölbekeller unter der Nordklausur des Brandenburger Doms der Öffentlichkeit vorgestellt

Kotofeij K. Bajun

Das Herz der Mark, der Brandenburger Dom, birgt noch immer manches Geheimnis. Eines davon wurde am 19.12. anlässlich einer Adventstüröffnung der Öffentlichkeit vorgestellt. Der Andrang war überwältigend. Anja Castens vom städtischen Denkmalsamt war begeistert: „So einen Besucherandrang hat es bei einer Adventstüröffnung noch nicht gegeben!“ freute sie sich. Tatsächlich folgten etwa 200 Neugierige der Einladung der Arbeitsgemeinschaft „Städte mit historischen Stadtkernen“. Zu viel für die neu entdeckte Preziose unter dem Nordflügel der Domklausur, in der nur etwa 50 Sitzplätze bereit gestellt werden konnten. Nur etwa die Hälfte konnte den erst künstlich freigelegten, von einem herrlichen und für solche Räumlichkeiten völlig ungewöhnlichen Kreuzrippengewölbe überspannten, vierjochigen Kellerraum betreten, der von einer zentralen viereckigen Säule getragen wird. Dieser Keller unter der ehemaligen Dienstwohnung des Kochs der Ritterakademie dürfte in seinen ältesten Teilen aus dem frühen 13. Jahrhundert stammen, als der baufreudige Bischof Gernand, der auch die Errichtung der berühmten viertürmigen Marienkirche auf dem Marienberg verantwortete, am Dom residierte. Das Gewölbe selbst wurde erst gute zweihundert Jahre später eingezogen, wie sich an den gut erhaltenen Konsolen der Gewölbendienste ablesen lässt. Die mit vier kleinen und einer großen Wandnische besetzte Ostwand des Gewölbekellers gab dem Raum eine besondere Atmosphäre. Ebenso die ehemalige östliche Tür an der Nordwand, die in einen nicht mehr existierenden Anbau führte, der den Klausurgebäuden, ähnlich die





Spiegelburg ein paar Meter weiter östlich, vorkragte. Auf dieses Gebäude weisen noch darstellbare Fundamente und eine ehemalige Tür über der Wohnung des Kochs hin, die, da sie heute gemeinerweise ins Leere führt, von bösen Zungen als Schwiegermuttertür bezeichnet wird. Den Glücklichen, die gegen 18 Uhr Einlass fanden, boten ein kleiner Chor, bestehend aus Julia Meinecke (Sopran), Angela Brandigi (Alt), Alexander Bergel (Tenor) und Martin Helge Lüssenhop (Bass) weihnachtliche Sangeskunst aus sechs Jahrhunderten und Christiane Ziehl Literatur-Lesungen wie Wolfs Weihnachtsgans Auguste und ein Stück von Ringelnetz. Dieses Programm erfreute nicht nur den anwesenden Domherren Dr. Brekenfeld und den Alt-Superintendenten Koopmann, auch die 20 Delegierten der AG „Historische Stadtkerne unter Führung der gastgebenden Oberbürgermeisterin Dr. Dietlind Tiemann waren sehr von der architektonischen Kostbarkeit und dem darin gebotenen Weihnachtsprogramm angetan.

Die Oberbürgermeisterin bewies sogar besonderes Stehvermögen, als Sie ganz Dame, einer älteren Besucherin in dem völlig überfüllten Raume ihren Sitzplatz zur Verfügung stellte. Das verdient um so mehr Beachtung, als die Akteure ihre Veranstaltung um eine gute halbe Stunde überzogen, was den auf dem Burghof in Wind und Kälte ausharrenden Unentwegten ebenfalls einiges abverlangte. 27 Frauen und Männer hielten durch und bekamen zur Belohnung noch einmal das Gleiche in etwas entspannterem Rahmen geboten. Wie Stadtarchäologe Dr. Müller erläuterte, der das Ereignis diesmal als Logistiker und tatkräftiger Anpacker unterstützte, war der Keller bis vor kurzem meterhoch mit Schutt verfüllt und ein Wald von Stahlstützen bewahrte die Decke vor dem Einsturz. Lange Zeit ahnte niemand etwas von der bauhistorischen Sensation im Untergeschoss der Klausur. Erst durch die Investition von 788.000 Euro konnte der Raum in seiner alten Pracht wieder hergestellt und eine alte, vermutlich schon kurz nach der Reformation eingezogene Zwischenwand entfernt werden. Anja Castens stellte die Vermutung an, dass der neu entdeckte Gewölbekeller einst den Domherren als Teil ihres Wohnraumes diente. Erst als diese das gemeinsame Wohnen aufgaben und in die sogenannten Kurienhäuser zogen, sei die Räumlichkeit möglicherweise als Stauraum benutzt worden. Jetzt jedenfalls erstrahlt er wieder in beinahe sakraler Würde, wie der Direktor des Domgymnasiums, Dr. Overbeck treffend bemerkte.



Erardo Rautenberg und Frank Gerstmann

machte dieser alarmierende Umstand jedoch keinen Eindruck. Der Bär stiepte und die Gäste auf der Tanzfläche waren von vibrierenden Ölsardinen kaum noch zu unterscheiden. Der nostalgische Ausflug in die Siebziger und Achtziger entsprach, wie der ebenfalls anwesende Landtagspräsident süffisant bemerkte, gar nicht der im Osten üblichen 40/60-Quotelung. Das bedeutete 40% Westmusik – wir erinnern uns, dieses „Jej, jej, jej...“, mit dem Walter Ulbricht endlich Schluss machen wollte – und 60% Ostrock. Generalstaatsanwalt Rautenberg (West) und Mediator Gerstmann (Ost) legten brüderlich teilend fifty-fifty auf. Renft wurde von Deep Purple abgelöst, und nach dem sich der „smoke on the water“ wieder verzogen hatte, kamen die Puhdys und nach denen ACDC, Berluc und – selbst diejenigen, welche die DDR gar nicht mehr kennen gelernt haben konnten, sangen tanzend die Texte mit. Denn, das muss man den Titeln dieser Jahre lassen, gehaltvoll waren viele von ihnen allemal. Und wenn es dem ranghöchsten Staatsanwalt des Brandenburger Landes im Bein juckte, dann erkannte man nur noch seine Mähne im Gewühl. Gerstmann übernahm. Von solch erfrischender Liberalität kann man gegenwärtig in vielen Ecken der Welt nur träumen. Diese Erkenntnis ließ die leichte nostalgische Wehmut verblassen, welche sich beim Hören der „Oldies“ einschleichen wollte.

## Generalstaatsanwalt rockt Szenekneipe

**Erardo Rautenberg und Frank Gerstmann luden zur Oldienacht ins Fonte**

Michael L. Hübner

In der Ära, als die Musiktitel gerade herauskamen, welche in der letzten Freitagnacht durchs Fonte dröhnten, hätte die Schlagzeile „Generalstaatsanwalt rockt Szenekneipe“ mindestens die Börse krachen lassen. Ganz Vorwitzige hätten eine handfeste Razzia gemutmaßt – aber nichts dergleichen: Der Generalstaatsanwalt des Landes Brandenburg saß völlig hip in ungewohnter Rolle als Co-Diskjockey unter der rotierenden Spiegelkugel und legte auf, was das Zeug hielt. Neben ihm der studierte Sozialarbeiter und -pädagoge, Mediator und Kommunikationstrainer Frank Gerstmann. Kommunikation zu trainieren wäre Gerstmann jedoch an diesem Abend denkbar schwer gefallen – der Geräuschpegel verurteilte jeden verbalen Gedankenaustausch schon im Ansatz zum Scheitern. Man traf sich jedoch nicht zu vergeistigten Debatten, sondern ließ die alten Titel hochleben – Oldies? – oh Gott, ja, die sind ja teilweise schon wieder über dreißig Jahre alt. Das war doch aber erst gestern... Auf die Anwesenden

## Holzfällen im Theaterpark

**Märkische Leselust bringt Thomas Bernhard zu Gehör**

Michael L. Hübner

Wer unter den Kulturgeisterten Havelstädtern den Sonntagmittag vor der Flimmerkiste verbrachte, der hat allen Grund sich zu ärgern. Denn im Fernsehen läuft immer dasselbe – im Theater immer etwas Neues: Diesmal wartete die Märkische Leselust – dieses kleine, aber feine Format – mit der Lesung eines Werkes auf, das auf eine merkwürdige Weise aus dem Kanon der großen Vertreter der Weltliteratur heraus sticht. Es handelte sich um die Erzählung „Holzfällen“ des hierzulande nicht sonderlich bekannten Thomas Bernhard (1931-1989), eines zeitgenössischen Autors aus Österreich. Die Spannung des etwa 40 Zuhörer starken Publikums wurde nicht enttäuscht. Wenngleich die von dem Chef der Märkischen Leselust, Hans-Jochen Röhrig, ausgewählten und von Moritz Führmann kongenial interpretierten Textpassagen nichts mit der Forstwirtschaft zu tun hatten, wie der Titel suggerieren mochte, so legte der Österreicher Bernhard doch die Axt, oder sollte man sagen: das Skalpell, an die Charaktere des Wiener Mittelstands. Zum Ziel wählte er sich die Vertreter der Bussi-Society, die sich Kultur zulegen wie einen Nerzmantel. Wo aber





das Verständnis und ein natürlicher Zugang zu Geisteswerken und Kultur fehlen, da werden die Protagonisten zu geputzten Affen. Das alles resümiert der Erzähler, zurückgekehrt von einer „künstlerischen Abendgesellschaft“, in seinem Ohrensessel sitzend. Und er resümiert schonungslos, witzig und offenerzig. Phrasierende Stilelemente, Wortgruppen – gebetsmühlenhaft wiederholt, arbeiten das Geschehen reliefartig heraus. Der Autor schont auch ehemalige Freunde nicht. Er überzeichnet die Figuren so brutal, dass es in den Achtzigern des letzten Jahrhunderts einen erbitterten gerichtlichen Streit um die Veröffentlichung der Erzählung gab, da sich einige der dargestellten und von Bernhard karikierten Charaktere durchaus wieder erkannten. Bernhard versah sein Werk mit dem Untertitel „Eine Erregung“. Und so las denn auch Moritz Führmann, als hätte er den Teufel im Leib. Seine Stimme wurde zum Instrument, mit der er die Klaviatur der Emotionen virtuos bespielte. Führmann ließ seinem ausgesprochenen schauspielerischen Talent während des Vortrages freien Lauf und gestaltete somit die Leselust zum Theaterereignis. Begleitet wurde er dabei von der zauberhaften Tatjana Erler, die ihren Kontrabass zu Stücken von Emil Tabakov, Hans-Werner Henze, Diego Ortiz, Vagn Holmboe und Erhan Sanri Ohren schmelzend brummen ließ. Die Gesamtkomposition des Vortrages bestach. Eine einzige menschliche Stimme und ein einziges Instrument schufen eine lebendigere Szene, als das Fernsehen es in aller Regel zu leisten vermag. Denn Hans-Joachim Röhrigs Leselust-Ensemble holte einen Dritten ins Boot – die Phantasie ihres Publikums.

## Ironie und Hunger

### Karikaturenausstellung zur Verelendung der Dritten Welt

Michael L. Hübner

Im Jahre 2000 einigten sich die Vereinten Nationen auf die sogenannten Millenniumsentwicklungsziele, in denen der Wille zum Ausdruck kommt, die extreme Armut eines Großteils der Weltbevölkerung bis zum Jahr 2015 zu halbieren. Ein hehres Ziel. Wie unsagbar schwer es umzusetzen ist und welche Hürden sich auf dem Weg dorthin aufbauen, davon berichtet eine Karikaturen-Ausstellung im Rahmen der 5. Brandenburger Entwicklungspolitischen Informationstage, welche am Montagabend auf dem Gelände der Berlin-Brandenburgischen Auslandsgesellschaft (BBAG) eröffnet wurde. Während der Eröffnungsreden, die von Annegret Kofke (BBAG), dem brandenburgischem Landtagspräsidenten Gunter Fritsch und Vera Thümmel vom Ausstellungsmacher „Dialog International e. V.“ hielten, wurde ein Soziologe zitiert, der den einzig gangbaren Ansatz so formulierte: Es kommt nicht so sehr darauf an, was wir in die Dritte Welt hineinpumpen, sondern vielmehr darauf, was wir ihr nicht stehlen. Genau diese Sentenz

setzen die Karikaturen bissig, sarkastisch und oft sehr präzise den Punkt treffend um. Da werden Länder wie der Kongo um ihre Rohstoffe geprellt, als Bezahlung erhalten sie Waffen, Waffen und nochmals Waffen – einzig zu dem Zweck, dass sich die Schwarzafrikaner gegenseitig umbringen. Der Weltmarkt aber und faire Einkaufspreise bleiben ihnen verschlossen. Eine andere Karikatur bringt es zur Sprache: Armut ist gefährlich! ...aber eben nicht nur für den Armen. Früher oder später richtet sich die Gewalt dieser Armut auch gegen den, der sie verschuldet, todsicher!

Um diese Botschaft an der richtigen Stelle zu vermitteln, ist es wichtig, dass vor allem Brandenburger Schulklassen die Karikaturen-Ausstellung auf dem Bischofshof an der St. Gotthardtkirche besuchen und sich damit intensiv auseinandersetzen. Denn die Schüler von heute sind die Gestalter des politischen Geschehens von morgen. An ihnen ist es, die Tragweite eines verfehlten und dissonanten globalen Miteinanders zu verstehen. Die zunehmenden, von existentiellen Notlagen verursachten Massenmigrationsbewegungen über das Mittelmeer nach Europa unterstreichen die Dringlichkeit eines tiefgreifenden Bewusstseinswandels für das Elend in den Staaten, auf deren Knochen der Luxus der sogenannten Ersten Welt aufgebaut wurde. Daher greifen die vertretenen Karikaturisten immer wieder das Thema des Schnecken tempos auf, mit dem sich die laut tönenden Aktionisten der reichen Industriestaaten auf das im Jahre 2000 formulierte Ziel zubewegen.

Die Entwicklungspolitischen Informationstage wurden unter die Devise „Wasser – Ware oder Menschenrecht?“ gestellt. Ein gewichtiger Teil der vorgestellten Arbeiten befasst sich denn auch mit dem eklatanten Ungleichgewicht, das in einer immensen Verschwendung von Trinkwasser in der reichen Welt (etwa 160l pro Kopf und Tag) einerseits und einem vergeblichen Kampf der UNO andererseits besteht, einem Sechstel der Weltbevölkerung wenigstens 20l genießbares Trinkwasser pro Kopf und Tag zu gewährleisten. Wenn Landtagspräsident Gunter Fritsch die Frage aufwarf, ob der nächste weltumspannende Konflikt um die Verteilung von Wasser oder Öl ausbrechen wird, so beschreibt er damit nicht weniger als eine Entscheidung zwischen Scylla und Charybdis. Ein Gedanke, der schaudern macht. Zu tiefer Ernsthaftigkeit fordern auch im Gegensatz zu ihrem eigentlichen Naturell die Karikaturen auf, deren Erfolgsrezept ja normalerweise darin besteht, über das Hintertürchen einer witzigen Pointe Eingang in das Bewusstsein des Betrachters zu finden. Im Angesicht der hier nur mäßig überzeichneten Realität aber gefriert jedes auch nur ansatzweise Lächeln.

Einzig das wunderbare musikalische Rahmenprogramm der russisch-afrikanisch-deutschen Band sine nomine unter Leitung von Svetlana Vekstein und Francisco Sete hellte die Stimmung auf. Im Namen unserer aller Zukunft sei solchen Projekten, wie dem am Montagabend im Bischofshof vorgestellten, aller nur erdenkliche Erfolg und eine breite Resonanz gewünscht.

## Krabat und die Schwarze Mühle

### meisterhafte Verfilmung der sorbischen Nationalsage im Kino

Michael L. Hübner

Die Oberlausitz im Jahre 1648. Dreißig Jahre Krieg haben dem Lande furchtbar mitgespielt. Ein 14jähriger Waisenjunge zieht bettelnd, hungernd, frierend und zukunftslos durch einen eiskalten Winter. Krabat

heißt er. Krabat, die sorbische Lichtgestalt, Held des gleichnamigen Nationalepos der Sorben, fand endlich seinen Weg auf die deutsche Kinoleinwand. Der große erzählerische Stoff eines kleinen, beinahe vergessenen Volkes wurde bereits von ausgewiesenen Literaten aufgegriffen. Juri Brezan versuchte sich daran. „Hinter den Türen“ hieß das Werk von Martin Beyer. Düster war es, verstörend und schwer.

Doch Otfried Preußler traf dann den Kern. Seine Adaption des sorbischen Sagenstoffes um den real existiert habenden kroatischen Obristen Johann Schadowitz griff mit ungeheurer narrativer Wucht die Aussage der Geschehnisse um die Schwarze Mühle von Schwarzkollm bei Hoyerswerda auf. Das Preußler-Buch fand nun endlich seine überfällige cineastische Entsprechung. Und was die Truppe um Regisseur Marco Kreuzpaintner zuwege brachte, blieb den qualitativen Vorgaben des Romans kaum etwas schuldig. Sicher, die Karpatenkulisse rund um Hermannstadt in Siebenbürgen war etwas übertrieben und wirkte aufgesetzt.

Kreuzpaintner versetzte das Geschehen auch um etwa ein halbes Jahrhundert zurück. Doch das ist belanglos. Mit welcher Hingabe aber an einer authentischen Darstellung von Menschen, Charakteren, Baulichkeiten und Verhältnissen des ausgehenden Dreißigjährigen Krieges gearbeitet wurde, das alleine wäre höchste deutsche Film-Lorbeeren wert. Das ist das Siebzehnte Jahrhundert!

Diese brüllende Not, diese entsetzliche Armut, das bisschen Freude der Menschen, dieser aberwitzig harte Kampf um das tägliche Leben und in ihn eingebettet – die reine, die unverfälschte, die echte Liebe. Wenn es etwas gibt, was das „Ganz Große Kino“ ausmacht, dann doch wohl das. Kreuzpaintner spart nichts aus. Er und Kameramann Daniel Gottschalk arbeiten gleichermaßen souverän mit ruhigen wie mit rasch bewegten Bildern, ohne jedoch jemals in die dröge amerikanische Hektik zu verfallen.

Um Dramatik zu vermitteln benötigen die beiden Filmleute keinen Kampf gegen den Sekundenzeiger einer Uhr, kein hysterisches Gekreische, keine Verfolgungsjagden. Ihre Dramatik beziehen sie alleine aus dem Stoff, in dem ein armer Betteljunge von 14 Jahren in grausamer Zeit als Lehrjunge in der Schwarzen Mühle aufgenommen wird, in der er das Müllern und „auch das Andere“ lernt, die Schwarze Magie, die Macht verleiht über Mensch und Kreatur.

Dieser Lehrjunge hat das Zeug zu einem Großen der Zauberzunft und sogar die Schwarze Mühle könnte er übernehmen. Er könnte das tödliche Spiel weiterführen, das in jeder letzten Nacht des Jahres das Leben eines Gesellen auf grässliche Art abfordert, der dann auf dem Wüsten Plan im Koselbruch ohne Aufhebens verscharrt wird und dessen Name fortan ausgelöscht ist wie seine Existenz.

Krabat aber entscheidet sich für die Menschlichkeit, für das Leben, gegen das abgrundtief Böse. Er widersteht dem Meister, vor allem jedoch widersteht er der Versuchung der Macht. Darin und genau darin liegt die Urkraft dieser sorbischen Nationalsage. Die Verfilmung des „Krabat“ kann bezüglich ihrer technischen Effekte ganz sicher nicht mit dem „Herrn der Ringe“ oder den Harry-Potter-Filmen konkurrieren. Dennoch sticht „Krabat“ diese Filme gerade mit seiner schlichten Erzählweise um Längen aus, die so voller Tiefgang und so berührender szenischer Echtheit ist. Die deutsche Antwort auf die Fantasy des englischsprachigen Raumes war leise, fein gezeichnet und von elementarer Kraft. Es wäre vielleicht nicht einmal so sehr dem Meisterwerk selbst als eher noch dem deutschen Publikum zu wünschen, dass es die Kinosäle füllt, wenn die Verfilmung einer wendischen Sage Kinogeschichte schreibt.

## Kunst trifft Bildung

### Hobbymaler Martin Erdmann stellt Bilder in der Bibliothek der Fachhochschule aus

Michael L. Hübner

Ein Bibliothekar beginnt das Malen und Zeichnen und heraus kommt eine – Ausstellung. Seit dem 29. November 2008 zeigt die Bibliothek der Fachhochschule Werke des Bibliothekswissenschaftlers und Hobbymalers Martin Erdmann. Landschaften und Akte sind das Sujet des 1958 in Leegebruch (Landkreis Oberhavel) geborenen Künstlers.

Die Aquarellmalerei, so sein die Einleitung bestreitender Freund und Künstlerkollege Wilfried Schwarz, zählt zu den schwierigsten Fächern der Malerei überhaupt. Lässt sie doch während der Ausgestaltung des Bildes kaum Platz für Korrekturen. Umso beeindruckender die freundlichen und jeglicher Abstraktion abholden Exponate, mit denen Erdmann auch seit 2005 auf der Brandenburger Off Art vertreten ist.



Martin Erdmann vor seinem Aquarell der alten Silokanalbrücke am Gallberg

Man erkennt Landschaften wieder, so die nunmehr verschwundene Eisenbahn-Fachwerkbrücke über den Silokanal, die weite, offene Landschaft bei Wendgräben, die herbstliche Buckau und ihre Sumpfgelände. Doch auch mit Bleistift und Rötel weiß Erdmann umzugehen.

Seine Doppelaktstudie strahlt ein faszinierendes Maß an Sinnlichkeit aus. Dabei schön er nicht – seine Formensprache allein vermittelt die Ästhetik des Natürlichen. Es ist wohl der Beruf im Büro, der den Meister so sehr für die Schönheit der freien Natur sensibilisiert. In dem Auge des Malers ist ein kleiner Sucher ständig aktiv und hält Ausschau nach Szenen, die es wert sind auf Papier gebannt zu werden. Mit feinen Bleistiftzeichnungen entsteht so zum Beispiel der Prospekt des seit 1993 restaurierten, spätbarocken Gutshauses in allen Details vor dem Auge des Betrachters.

Es spricht viel Liebe zur Landschaft und ein geschulter Blick für gefällige Motive aus den Werken, die jedoch nach Aussage des Meisters bedauerlicherweise unverkäuflich sind. Leider werden die Besucher der Ausstellung, die noch bis zum 23.12. Montags bis Donnerstags in der Zeit zwischen 9.00 Uhr und 19.00 Uhr und Freitags zwischen 9.00 Uhr und 17 Uhr bei freiem Eintritt zu sehen sein wird, auf die wunderbare musikalische Umrahmung verzichten müssen, die von Sebastian Pietsch auf dem Saxophon und Marc Spiess auf dem Piano anlässlich der Vernissage geboten wurden.

## Kunsthalle platzt aus allen Nähten

### 12. Off Art in den Brennabor-Hallen öffnet ihre Türen

Kotofeij K. Bajun

Selten sah man die Ausstellungshallen in den Brennabor-Werken so krachend voll, wie am Freitag, dem 7.11. Einmal im Jahr richtet die Stadt in den Kunsthallen ihre „Off Art“ aus, eine freie Kunstausstellung ohne Zugangsbeschränkung. Wer immer aus der Stadt Brandenburg an der Havel und ihrer Umgebung davon überzeugt ist, dass er oder sie so gut malt oder bildhauert, dass seine oder ihre Kunst zeigenswert ist, kann sich zu Off Art anmelden. Keine Referenzen, keine professionelle Ausbildung ist notwendig, man sollte nur mindestens 18 Jahre alt sein – und das Ergebnis ist sehr achtbar und sehenswert. Offenbart doch die Off Art, welches künstlerische Potential unentdeckt unter der Oberfläche der Havelstadt heranwächst. Einhundert professionelle und Hobbykünstler stellten ihre Originale aus und gestalteten die Off Art zu einer Exhibition „von...bis“.

Denn es ist alles vertreten. Jedwede Kunstrichtung, von Naturalismus und Romantik bis hin zum Kubismus, von einer Hommage an den Blauen Reiter bis zu einer abstrakten, jeder Interpretation offenen Darstellungsweise, Bilder, Grafiken, aber auch Fotografien, Plastiken, Skulpturen, Installationen, eine kleine Truhe und sogar einer Statuette des Rolands bieten sich den Augen der Betrachter. Mit der vom Publikum überaus gut besuchten Vernissage unterstreicht die Stadt, dass ihr die Kultur alles andere als gleichgültig ist. Das Brandenburger Theater, das sonst das Jahr über Ausstellungen in den Brennabor-Kunsthallen organisiert, beteiligte sich, indem es die Beleuchtung zur Verfügung stellte und einrichtete. Jan Beumelburg besorgte die Hängung und Aufstellung der Kunstwerke. Musikalisch begleitete die Metropolitan Swing Band mit Melodien der 50er und 60er Jahre das Ereignis. Der Off Art selbst ist ein massiver Erfolg zu wünschen. Sie versammelte die beinahe gesamte kulturell interessierte und engagierte Szene Brandenburgs an der Havel. Was dort an neuen Ideen geboren wird, bereichert die Kulturlandschaft der Chur- und Hauptstadt in der Zukunft. Eine produktive Spirale also, deren Synergien helfen werden, Brandenburg an der Havel endgültig aus der kulturellen Provinz in die erste Liga märkischen Kulturschaffens zu befördern.

## Literarisches auf dem Lande

### Adventslesung vom Viesener Lehnshulzenhof

Michael L. Hübner

Während in manchem märkischen Industriezentrum noch eifrig darüber gestritten wird, ob Kunst und Kultur zu den harten oder weichen Standortfaktoren zählen, sehen sich die Musen mittlerweile in der ruralen Umgebung der Havelstadt um. Auch in Viesen wurden sie fündig. Das hübsche Dorf südlich des Fiener bekam vor zwei Jahren Zuwachs. Die Bühnen- und Kostümbildnerin Katja Schröder und ihr Mann Dr. Dirk Lebelt übernahmen das älteste erhaltene Gehöft Viesens aus dem Jahre 1730 und boten neben ihrer Pferdezucht auch der Kultur eine Heimstatt an.

Nachdem im Sommer Kleists Kohlhaas mit großer Resonanz zur Aufführung kam, wurde nunmehr eine szenische Lesung initiiert, die das uralte Mit- und Gegeneinander von Mann und Frau thematisierte. Cornelia Heyse und Matthias Brenner, beide renommierte deutsche Schauspieler, trugen die Texte in der lauschigen Atmosphäre der Dorfgaststätte „Zur Heimat“



vor. Sie begannen, wie hätte es anders sein können, mit dem langwierigen Zueinanderfinden der Ureltern Adam und Eva, wie es von den beiden in getrennten Tagebüchern aufgezeichnet wurde. Manche behaupten auch, Mark Twain sei der eigentliche Verfasser des amüsanten Stückes.

Wie dem auch sei: Das anhaltende Schmunzeln des Publikums verriet, dass sich an den grundlegenden Charakteren von Mann und Frau und den alltäglichen Missverständnissen, der Suche nach dem Partner und der Flucht vor ihm seit der Erschaffung der Welt nichts wesentlich verändert hatte.

Man erkannte sich wieder, man kicherte, lächelte, verstohlene Blicke musterten den Gatten, die Gattin, ob er oder sie jetzt endlich begriffen hätte, was man ihm oder ihr nun schon seit Jahrzehnten vergeblich beizubringen versucht. In dasselbe Horn stießen Geschichten O'Henrys, Jeromes und J. Thurbers. Beinahe tragisch endete der gegenseitige Beweis großer Liebe eines jungen und armen Paares.

Sie wollen sich etwas zu Weihnachten schenken, haben aber kein Geld. Daraufhin verkauft sie ihr prachtvolles langes Haar um eine Platinuhrkette für den einzigen Besitz ihres Mannes, eine ererbte goldene Taschenuhr zu erstehen und er – Sie ahnen es bereits – verkauft seine Uhr, um ihr ein sündenteures Kammet für ihre verführerische Mähne auf den Gabentisch zu legen.

Es ist zum Heulen. Jedoch ist es buchstäblich nur halb so schlimm: Das Haar wächst ja wieder nach! Grandios und beinahe völlig unvorbereitet fanden sich die beiden Darsteller mitten in Tucholskys zwerchfellerschütternder Glosse „Ein Ehepaar erzählt einen Witz“ wieder. Das Publikum bestätigte auch hier, dass die bitterböse Satire des Altmeisters auch nach achtzig Jahren nichts von ihrer bissigen Patina eingebüßt hatte. Ja, genauso geht's zu auf den großen Familienfesten.

Da brechen sie hervor, die lange schwelenden Konflikte zwischen den alten Ehezauseln, die ihre Fassade nur noch mühsam vor der Verwandtschaft zu bewahren suchen. Kurz und gut – das Thema der Veranstaltung war so passgenau gewählt, dass nicht nur Viesener den Saal des Wirtshauses füllten. Ein gewichtiger Teil der gut drei Dutzend Besucher kam aus den umliegenden Dörfern, aus Ziesar und Brandenburg.

Dieser kleine Edelstein im ländlichen Kulturleben wird sich wohl bei anhaltendem Erfolg zu einem durchaus harten Standortfaktor für das Dorf Viesen mausern. Engagement in den Bereichen von Kunst und Kultur zahlen sich nämlich langfristig immer aus.



## Luftwaffe musiziert in der Klosterkirche

### Erlös kommt dem „Haus der kleinen Forscher“ zugute

Michael L. Hübner

„Die Luftwaffe kommt!“ Diese Ankündigung hat wohl zunächst die alten Mauern der Dominikaner-Abtei St. Pauli bis in Mörtel und Fuge erschüttert. Mauern haben ein gutes Gedächtnis. Was aber das Luftwaffen-Musikkorps 4 aus Berlin-Gatow mitbrachte – auch das wird lange widerhallen unter dem Dache der Läutkirche zu St. Pauli. Große Klassik – große Moderne und alles für einen wirklich guten Zweck. Doch dazu später. Die uniformierten Musiker gaben Stücke von Händel, Haydn und Torelli – kein Tschigtscherassa-Bumm – feinste, sublimste Klassik, Kammermusik auf ganz hohem Niveau. Ein schmelzend zarter Haydn, dargeboten von vier Quintetten, Blech- und Holzbläser. Liebevoll quakend das Fagott, in jedem seiner Töne sein Herkommen von Pommer, Rankett und Dulzian betonend, eine Katze hätte sich eingerollt und das Schnurren begonnen. Fröhlich schmetternd die Posaunen und Trompeten!

Das schmeichelte sich in die Ohren... Dann – Händel! Der Titan Händel, der gewaltige Händel. Wieviel Musiker erliegen der Versuchung aus Händels Noten Pathos herauszulesen! Nicht so die Quintette der Luftwaffe: Leise brummt die Tuben, verhalten und doch so unglaublich kraftvoll und voluminös. Unprätentiös die Querflöte, warm die Hörner und schlicht, zierlich umtänzt von den Klarinetten, und doch ohne Arabesken, ohne Tingeltangel, kein überflüssiges Tremolieren – der große Händel eben. Ihn trefflich zu interpretieren ist wohl für jeden Vollblutmusiker eine stete Gratwanderung – die Soldaten aber spielten sicher und fest und gingen um keine Achtelnote fehl. Die Tempi stimmten, der Schlussakkord wurde würdig gehalten. Das klang und scholl als hätte Johann Gottfried Pepusch die Grenadiers Friedrich Wilhelms I. in Königs Wusterhausen zu den Noten aus London dirigiert – da konnte man sich schon verstoßen eine Träne aus dem Auge wischen.

Glenn Miller, er schrieb und musizierte für die GIs, die fern der Heimat für die Freiheit Europas kämpften. „Don't sit under the apple tree“, „Chattanooga Choo Choo“, die Soldaten des Luftwaffenmusikkorps aber spielten die Moonlight Serenade, wie nur Soldaten sie zu spielen vermögen, wie nur Soldaten sie verstehen. Der Glenn-Miller-Sound skizziert wie nichts sonst das Band zwischen dem GI auf den ausländischen Schlachtfeldern und seinem Sweetheart jenseits des Großen Teiches. Die Gatower erfüllten diese Skizzen mit einer unwiderstehlichen Farbe. Das griff ans Herz! Das war Liebe und Sehnsucht, gegossen in Noten. Von Barock bis Moderne – es ist sehr wahrscheinlich, dass die alten Mauern von St. Pauli seit diesem Konzert nunmehr andere Erinnerungen an Uniformen und mit dem Worte „Luftwaffe“ verknüpfen. Der Erlös des von etwa 250 Gästen besuchten



Konzertes kam dem „Haus der kleinen Forscher“ zugute, welches der Fachhochschule assoziiert ist und sich zum Ziel setzt, die Neugier der Jüngsten für Wissenschaft und Forschung zu wecken. € 3012,- konnte die Netzwerkkoordinatorin Nadine Syring in Form eines symbolischen Schecks aus den Händen der Oberbürgermeisterin in Gegenwart der Bundestagsabgeordneten Andrea Astrid Voßhoff und der amtierenden Havelkönigin entgegennehmen.

Damit kann sie nunmehr 60 Kindergärten in die Aktivitäten des „Hauses der kleinen Forscher“ einbeziehen. Workshops, Experimente für die Kleinsten – wie so etwas funktioniert, demonstrierte Nadine Syring eindrucksvoll, als sie das anwesende Publikum auf kleinen, unterschiedlich langen Röhrchen die Melodie von „Morgen kommt der Weihnachtsmann“ nach nur ganz kurzer Einweisung perfekt intonieren ließ. Diese Leistung rang selbst den professionellen Musikern Respekt ab. Eben solchen Respekt verdient haben sich unbestritten die Mitarbeiter des Stabes der Oberbürgermeisterin Jutta Pomplun, Simone Kresse und Tim Freudenberg, die sich in ihrer Freizeit unermüdlich für die Organisation und den Ablauf dieses erstklassigen Ereignisses engagierten und natürlich das Brandenburger Theater, welches wie immer für die Beschallung, die Beleuchtung und die gesamten Umrahmung sorgte. Eine der wichtigsten Botschaften des Abends aber war: Das Militär hat seine Chur- und Hauptstadt nicht vergessen, die ihm 351 Jahre lang eine Heimstatt war. Umgekehrt gilt dasselbe!

## Neun Meilen bis Berlin

### Historischer Verein lud zu Vortrag über Meilensteine

Michael L. Hübner

„Papa, was sind das für komische runde Steine am Straßenrand?“ „Das sind Meilensteine, mein Sohn.“ Wenn der Filius jetzt zufrieden ist mit der Antwort, hat Papa Glück gehabt. Aber schon spitzt sich des Sohnes Mund Unheil verkündend zur nächsten Frage. Das ist so der Kinder Art. Sie löffeln. Wenn Papa jetzt nicht fit ist, steht es schlecht um den väterlichen Nimbus. Wenn Papa aber zu den etwa 25 Zuhörern des Eisenbahningenieurs Olaf Grell aus Bernau gehörte, der am Donnerstagabend vor dem Historischen Verein einen Vortrag über preußische, mecklenburgische und anhaltische Meilensteine hielt, dann folgt jetzt ein Referat, das keine Fragen mehr offen lässt. In einem wissenschaftlich aufgebauten und durchkonzipierten Vortrag, flüssig und unterhaltsam dargeboten, berichtete der 46jährige Hobbyforscher über Funktion, Gestalt und Verteilung des Meilensteinsystems.

Vor zwei Jahrhunderten erleichterte es dem Reisenden auf den großen Post- und Staatschassen die Orientierung. „Neun Meilen bis Berlin“ wird sicher auf der Meilensäule gestanden haben, die einst auf dem Brandenburger Paradeplatz vor dem Gumpert'schen Hause (Kaffeekännchen) stand. Neun Meilen – die Meile zu etwa 7,5 Kilometer – also 67,5km vom Neustadt Markt bis zum Berliner Stadtschloss. Und damit man unterwegs nicht die Orientierung verliert, standen in etwa 1,8km Abstand Halb- und Viertelmeilensteine. So konnte der Reisende in der Postkutsche nachrechnen, ob ihm die Taxe korrekt berechnet wurde, der Postbeamte bestimmte das Porto für Brief und Frachtgut, der Chausseewärter, der für die Instandhaltung der Straße verantwortlich war, kannte genau seinen Abschnitt. Mit Begeisterung und profunder Sachkenntnis dozierte der stellvertretende Vorsitzende der etwa 40 Mitglieder fassenden Forschungsgruppe Preußische, Mecklenburgische und Anhaltische Meilensteine e. V. über die

heute noch vielerorts präsenten Denkmale der Verkehrsgeschichte. Text und Bildmaterial, akribisch aufbereitet und didaktisch gut zueinander gestellt, ließen das Interesse des Auditoriums trotz großen Umfangs des Materials zu keinem Zeitpunkt erlahmen. Bei vielen seiner Zuhörer dürfte das lebhafteste Interesse für die oft kaum noch erkennbaren Chausseebegleiter geweckt, die nächste Rad- oder Wandertour um eine bemerkenswerte Nuance bereichert sein.

Wer nun von Brandenburg an der Havel über die B1 nach Potsdam oder Genthin oder über die Landstraße nach Wollin fährt, wird wohl die Augen aufhalten nach den steinernen Informationsträgern, die zu den Ahnen unserer heutigen modernen Verkehrsleitsysteme zählen. Und wer seine neugierigen Kinder und Enkel dabei hat, der kann nunmehr souverän und wissend Auskunft geben.

## Russischer Abend im Bischofshof

### Russischstämmige Gemeinde lud zum „Russischen Abend“ ein

Kotofej K. Bajun

Beim Feiern macht ihnen keiner was vor. Als bei der (BBAG) Brandenburgischen Auslandsgesellschaft auf dem Gelände des ehemaligen Bischofssitzes an der St. Gotthardkirche der umgestaltete Hof eingeweiht wurde, brachen Tisch und Tafel beinahe unter den aufgefahrenen Köstlichkeiten zusammen. Man bekommt eine Ahnung, wie es im Zarenreich zugegangen sein muss.

Die russischsprachige Gemeinde lud zum Fest und es kamen viele. Mehr jedenfalls, als die Räumlichkeiten zu fassen vermochten. Bis in die Außenbereiche standen die Gäste an, als die Beigeordnete Birgit Hübner für die kurzfristig erkrankte Oberbürgermeisterin, die Chefin der BBAG, Annegret Kofke und Pfarrerin Heike Everth ihre Begrüßungsreden hielten.

Auf der Bühne des Festsaaes tanzten die Mädels von der Showtanzgruppe „LS Dancer“. Russische Musik, die bis auf die Straße hinaus für Bewegung suchte, wurde von Svetlana Vecksteyn und ihrer Truppe „Shalom“ geboten. Nur Gusli, Balalaika und Kosakentanz fehlten. Auch die Wände bleiben verschont von zerschmetterten Gläsern.

Dafür brummen die Samoware und der „Schampanskoje“ floss in Strömen. Russische Gastfreundschaft pur! Während der Veranstaltung kristallisierte sich heraus, dass sich die BBAG seit dem Bezug des Bischofshofes zu einem der Zentren und Anlaufpunkte der russischstämmigen Brandenburger entwickelt hat. Der Einblick in die russische Seele bewies auch an diesem Abend, dass der kulturelle Beitrag, den diese Einwanderer und Neubürger für ihre Wahlheimat leisten, eine unverzichtbare und wertvolle Bereicherung für Brandenburg an der Havel ist.



## Sauerer Wein und Ackerbau

### Vortrag des Arbeitskreises Stadtgeschichte zu alten Brandenburger Familien

Michael L. Hübner

Auch märkische Städte haben ihre Geschlechter. Keine Grafen oder Barone zwar, selten Patrizier, mehrheitlich aber bodenständige Handwerker und Ackerbürger. Die Familie Baeß aus der Brandenburger



Altstadt zählt zu diesen Alteingesessenen. Ein Vertreter dieser Sippe, Pfarrer Peter Baeß aus Berlin, referierte am Mittwochabend im Fontaneklub anlässlich der letzten diesjährigen Vortragsveranstaltung des Arbeitskreises Stadtgeschichte vor 30 Zuhörern zum Thema „Zur Familiengeschichte Brandenburger Ackerbürger in der Altstadt“. Die große Resonanz – dieser Vortrag zählte zu den Bestbesuchtesten des Arbeitskreises seit langem – zeigt, wie stark das Interesse an der Genealogie der Altstadt Brandenburg ist.

Dabei müssen es nicht immer unbedingt die großen Namen wie die der Karpzows, Storbecks oder Trebaus, sein, die zum Gegenstand der Betrachtung erhoben werden. Alleine der Umstand, dass solche Familien wie die Bäß, Briests, Grasows, Siebachs, Senß, Wachows, Heizmanns, Siedows, Laus, Michaelis, und andere seit vielen Jahrzehnten, wenn nicht Jahrhunderten mit dem exklusiven Bürgerrecht versehen, in der Stadt lebten und ihren Werdegang mitprägten, verleiht ihnen schon eine gewisse Sonderstellung.

In seinem Vortrag führte Pfarrer Baeß aus, dass es nach seinen Erhebungen unzulässig wäre, die Altstadt als Ackerbürgerstadt zu bezeichnen, wie sie im Unterschied zur merkantil geprägten Neustadt oft dargestellt wurde. Kremmen oder Wilsnack seien typische Ackerbürgerstädte gewesen. Die Fraktion der hauptberuflich in der Agrikultur tätigen Bürger rangierte jedoch 1801 mit 73 Vertretern erst an 4. Stelle nach den Spinnern (1564!), den Branntwein-Erzeugern (93) und den Leinewebern (84). Allerdings lagen die Ackerbürger noch vor den 62 Weinmeistern. Ja – in Brandenburg an der Havel wurde seit dem hohen Mittelalter auf dem Harlunger- oder Marienberge Wein angebaut. Erst kelterten die Prämonstratenser Chorherren rund um die viertürmige Marienkirche, dann einzelne Weinbauern. Zwischenzeitlich, während der europäischen Kälteperioden, erfroren immer mal wieder die Reben. Bis 1820 aber wurde immer der Weinanbau betrieben. Wenngleich böse Zungen behaupteten, der Marienberger Wein würde das Stopfgarn für die löchrigen Socken überflüssig machen und wäre im Allgemeinen nur als Essig zu gebrauchen. Noch heute erinnert der 1910 so benannte Weinmeisterweg am Nordhang des Marienberges an die uralte Tradition des Weinbaus. Zwei Weinstöcke sollen sogar noch auf dem Anwesen des Dachdeckers Wolter überlebt haben. Erst mit der beginnenden Industrialisierung wurde das Ackerbürger- und Weinmeistertum sukzessive zurückgedrängt.

## Sensation in St. Katharinen

### Historischer Verein und evangelische Gemeinde veranstalten Symposium

S. M. Druckepennig

Ein ganztägiges Symposium zum Thema „Hinrich Brunsberg und die Brandenburger St. Katharinenkirche – ein Schlüsselbau der märkischen Spätgotik“ wurde am Freitag vom Historischen Verein und der evangelischen Kirchengemeinde von St. Katharinen veranstaltet. Wieviel Bedeutung dieser Tagung zur Geschichte, Architektur und Kunst beigemessen wurde, konnte das etwa 70 Teilnehmer fassende Auditorium an der Eröffnungsrede durch die Oberbürgermeisterin ablesen. Auch der Eröffnungsvortrag durch einen der renommiertesten Historiker der Mark, Winfried Schich unterstrich die zu erwartende Qualität der sich anschließenden elf Vorträge über die künstlerischen Ausdrucksformen des ausgehenden Mittelalters.

In den Fokus rückte dabei besonders die Person Hinrich Brunsbergs aus Stettin, des Baumeisters der 1401 vollendeten Haupt- und Hallenumgangskirche der Neustadt, der als Grenzgänger zwischen der ausgehenden Gotik und der sich ankündigenden italienischen Renaissance gilt.

Wenngleich Brunsberg als Person kaum zu fassen ist, so sind die innovativen Spuren seines Wirkens von Brandenburg über die Neumark bis nach Pommern zu verfolgen. Mit der St. Katharinenkirche allerdings schuf er einen unbestrittenen Höhepunkt der norddeutschen Backsteingotik. Doch nicht nur die einzigartige Fassadengestaltung macht das sakrale Gebäude zu einem Kleinod der Havelstadt.

Mit der Auftaktveranstaltung zum Symposium in der letzten Woche, der Vorstellung des gotischen Sakramentsschranks in der Sakristei, wurde bereits eine erste Attraktion vorgestellt. Während der Vortragsreihe aber schälte sich unvermittelt eine andere, bisher weitestgehend unbeachtete Sensation heraus: Zu beiden Seiten der südlichen Eingangshalle befinden sich Wandmalereien aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, deren malerische Qualität einzigartig für die Mark ist.

Ein unbekannter, mutmaßlich aus Süddeutschland stammender Künstler, gestaltete Passionsszenen in einer Feinheit, Dynamik und Detailfreudigkeit, die seiner Zeit weit voraus war. Eine Vorlage dieser Malerei ist die Zeichnung eines ebenfalls unbekanntes Meisters, die in einer Bibliothek des englischen Worcester aufbewahrt wird. Der Künstler von St. Katharinen muss sie gekannt haben.

Der sein Schwert in die Scheide steckende Petrus unter UV-Licht ist atemberaubend. Alleine die Schalen seines Schwertgriffes, sein Haupthaar, sein Gesichtsausdruck – all das entspricht bereits den Fertigkeiten der großen Renaissance-Meister. Allerdings ist dieses Fresko in einem absolut alarmierenden Zustand. Größere Teile des bemalten Putzes lösen sich bereits von der Wand. Eine baldige Rettung ist somit dringendst geboten. Ein gesichertes Fresko wäre ein gleichwertiger Gegenpol zum kostbaren Wandbild auf der Bischofsburg Ziesar. In ebenfalls gefährdetem Zustand befindet sich der sich erst in der Mitte der Siebziger restaurierte Hedwigsalter, der unter anderem vor direktem Sonnenlicht geschützt werden muss.

Der Grundtenor der Tagfüllenden Veranstaltung aber war die Feststellung, dass die prächtig ausgestattete Hauptkirche der Neustadt Brandenburg an der Havel ein weithin sichtbares und präsent Pfund ist, mit dem die Chur- und Hauptstadt auch in Zukunft wuchern sollte.

## Spaziergang durch Brandenburger

### Industriegeschichte

#### Gabriele Gobi führte Silvesterspaziergang

Michael L. Hübner

Die alljährlichen Stadtpaziergänge erfreuen sich großer Beliebtheit. Dass sie sich aber mit einem solchen Zulauf konfrontiert sehen würde, damit rechnete auch Gabriele Gobi nicht. Auf dem Gelände der ehemaligen AlWo in der Neuendorfer Straße fanden sich zwischen 450 und 500 Besucher ein, die zusammen mit Gabriele Gobi, Marcus Alert und Edith Silz einen Silvester-Ausflug in die Brandenburger Industriegeschichte unternehmen wollten. Selbst frostige Temperaturen unterhalb des Gefrierpunktes hielten niemanden ab. Die Leute pilgerten in Scharen zur alten Kummerlé-Fabrik. Die schätzungsweise 2.500 Euro Entree-Gelder kommen dem St. Gotthard-Kindergarten in der Bergstraße zugute. Als Eintrittsbillets fungierten alte „Steuerkarten“ von AlWo.

Wie man aus den Gesprächen einiger Anwesender erfuhr, zog es gerade ehemalige Mitarbeiter der nun schon beinahe zwei Jahrzehnte brach und in ruinösem Zustand daliegenden Fabriken zur einstigen Stätte ihres Broterwerbs. Die sehr kompetent und unterhaltsam parlierende Gabriele Gobi entführte ihre Zuhörer in die Zeit, als Brandenburg an der Havel noch eine Hochburg des Tuchmachergewerbes war und die besuchten Plätze teils noch weit vor den Toren der Stadt lagern. Doch auch vor der Havelmetropole machte das Zeitalter der Industrialisierung nicht halt. Als die Tuche aus England infolge des industriellen Fortschritts konkurrenzlos billiger zu werden begannen, mussten sich rührige Unternehmer wie beispielsweise die Brandenburger Tuchmacherdynastie Krüger nach neuen Erwerbszweigen umsehen. Und so erfuhr man en passant, dass der Industriemagnat Gottfried Krüger seine Elisabethhütte nach seiner Frau benannte und auch, dass er die am Heine-Ufer gelegene „Bauchschmerzenbrücke“ stiftete, die nach ihm eigentlich „Gottfried-Krüger-Brücke“ heißt.

Wer dem Vortrag der Stadtführerin aufmerksam lauschte, konnte viele Details über das Werden und Wachsen der innerstädtischen Industrie erfahren. Die Stadt bot Wohn- und Arbeitsmöglichkeit, wenngleich auch die Generationen vor reichlich einem Jahrhundert unter schier unvorstellbaren Bedingungen zu schuften hatten. Die Fabrikantenvillen, an deren eine der anschließende Gang zum Salzhof vorbeiführte, verdeutlichte anschaulich den immensen gesellschaftlichen Abstand zwischen den Arbeitern und den Fabrikbesitzern. Auf dem Weg zur Nähewinde zog der Tross, der auf Grund des hohen Andranges in drei Blöcke aufgeteilt werden musste, an der Wiemann-Werft vorüber, die einst das Schiffs- und Maschinenbauzentrum der Havelstadt war. Wie viele andere ehemalige innerstädtische Produktionsstätten konnte auch sie nicht mehr gegen die Anforderungen einer modernen Produktionsanlage bestehen und verbreitet als Industriearie die traurig-barocken und etwas morbiden Charme einer untergegangenen Ära. Für die Kommune steht daher nicht nur die Frage einer sinnvollen Nachnutzung des brachliegenden Geländes.

Die Beseitigung nicht erhaltenswerter Gebäude, die Aufbereitung des Bodens und die Umgestaltung der Industriedenkmäler zu Zentren zeitgemäßen Lebens und Arbeitens wird die Stadtplaner noch auf geraume Zeit beschäftigen. So wird schon in den nächsten Monaten das Gelände der AlWo, derzeit noch ein innerstädtischer Schmutzfeld, einem Supermarkt der REWE-Gruppe Platz machen, wie der aktuelle Eigentümer des Geländes, Detlef Delfs, berichtete. Dabei werden die ältesten Teile der Fabrik erhalten und in das Wohnumfeld integriert.



## Stahl Feuer!

### Ein Vortrag im Rahmen der Ausstellung „Doppelpässe“

Michael L. Hübner

Eine ordentliche Ausstellung braucht natürlich ein ordentliches Rahmenprogramm. Die gegenwärtige Exhibition des Stadtmuseums in der Ritterstraße thematisiert bekanntlich das Thema Fußball: Doppelpässe – wie die Deutschen die Mauer umspielten. BRAWO berichtete. Und was liegt da näher, als ein solches Rahmenprogramm zu nutzen um die jüngere Geschichte des regionalen Fußballs etwas tiefgründiger zu beleuchten! Brandenburg an der Havel war mit der Mannschaft „Stahl Brandenburg“ seit der 1984 in der DDR-Fußballoberliga vertreten. „Stahl“ aber war keine sogenannte Klub-Mannschaft wie beispielsweise der 1. FC Magdeburg oder Hansa Rostock. „Stahl Brandenburg“ war eine BSG, eine Betriebssportgemeinschaft. Das bedeutete, dass die Sportler zu Beginn in den 50ern wirklich Werksangehörige des Stahl- und Walzwerkes waren, die von der Ofenbühne, aus der Kokillen-Anlage, von der 1120er und 850er Walzstraße, aus den vielen Betriebsschlossereien und sogar aus der Verwaltung kamen.



Museumsdirektor Dr. Hans Georg Kohnke, Dr. Uta Klaedtke, Heike Köhler

Das heutigentags gängige System des Spielerankaufs – in der DDR wurden Umschreibungen wie „An- und Abwerbung“, „Delegierung“ und dergleichen Euphemismen verwandt – kam dann mit der sehr sportlich und vor allem fußballerisch ambitionierten Stahlwerksleitung unter Generaldirektor Hans-Joachim Lauck auf, der seine Mannschaft unbedingt in der Oberliga sehen wollte. Die Voraussetzungen waren geschaffen und vorhanden: Spätestens seit dem Zeitpunkt, als das Stahl- und Walzwerk Brandenburg zum Leitbetrieb des ostdeutschen Stahlkonzerns „Qualitäts- und Edelstahlkombinat“ avancierte und eine gewichtige ökonomische Macht darstellte, war dieser beinahe 10.000 Beschäftigte umfassende Großbetrieb in der Lage, sich den erträumten Platz im Oberhaus des ostdeutschen Fußballs zu erzwingen.

Mehr noch, „Stahl Brandenburg“ schaffte es als einzige BSG in die Kampfarenen um den UEFA-Pokal 1986/87 als Fünftplazierter der DDR-Oberliga. In der Ära dieser Erfolge aber waren Trainer und Mannschaft nur noch nominell Betriebsangehörige und kannten ihren Brötchengeber bestenfalls von Betriebsbesichtigungen. Über dieses Thema referierte Frau Dr. Uta Klaedtke vom Zentrum deutsche Sportgeschichte Berlin-Brandenburg e. V. auf Einladung von Direktor Dr. Hans-Georg Kohnke und seiner Stellvertreterin Heike Köhler im Frey-Haus. Unter den Zuhörern befanden sich auffallend viele ehemaliger „Stahler“, Vorstände und Spieler. Während des Vortrages zeichnete sich ab, welche Vorteile ein Mediävist gegenüber einem Historiker-Kollegen hat, der zu einem noch recht jungen

zeitgeschichtlichen Thema spricht: Der Mittelalter-Experte kann sich getrost auf die Urkundenlage berufen und braucht die Einrede von Zeitgenossen nicht zu fürchten. Anders bei Frau Dr. Klaedtke. Dass zumindest einem ihrer Zuhörer die Gepflogenheiten von Tagungen und Vorträgen nicht sonderlich vertraut waren, ließ beispielsweise ein ehemaliger Insider durchblicken, der die sich einem Vortrag anschließende Diskussionsrunde so gar nicht abwarten konnte und drauf und dran war, die Stelle eines Koreferenten einzunehmen. Zumindest reflektierte diese ungewöhnliche Situation das noch immer rege Interesse, welches das vom Frey-Haus evozierte Echo aus Brandenburgs großen Fußballtagen noch immer genießt.

## Teufelchen im Kreuzgang

### Reinhard Scheunemann und Manfred Opitz gestalten Fouqué-Lesung im Paulikloster

Michael L. Hübner

Gruselig ging es zu in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts. Schaurig fabulierten literarische Größen wie Edgar Allen Poe oder der Königsberger E. T. A. Hoffmann. Doch auch der Sohn der Chur- und Hauptstadt, der preußische Major Friedrich de la Motte Fouqué, Enkel des legendären Generals, Freundes Friedrichs des Großen und Domprobstes Heinrich de la Motte Fouqué, beteiligte sich munter an den romantisch-gespensischen Dichtungen. Seine „Undine“ dürfte den Brandenburgern ein Begriff sein. Weniger bekannt aber ist wohl seine „Geschichte vom Galgenmännlein“ die etliche Jahrzehnte vor Robert Louis Stevensons weltberühmtem „Flaschenteufel“ haargenau dieselbe Thematik bearbeitete. Wenn man nun am Freitagabend im Kreuzgang des Pauliklosters der Lesung des Schauspielers Reinhard Scheunemann lauschte, so kam man wohl nicht umhin, der Bildreichen Sprachgewalt Fouqués Hochachtung zu zollen.

Wehmütig beschleicht den Germanisten die Ahnung von der ungeheuren Verarmung, welche die deutsche Sprache seither erfahren musste. Scheunemann, der lange Zeit auch an der Brandenburger Bühne wirkte, trug sehr lebendig und akzentuiert vor. Obschon der Flaschenteufel des Schatzinsel-Autors Stevenson unbestritten zur Weltliteratur zählt und eine sublime, psychologisch tiefgründige Komposition vorweist – Fouqués Interpretation des Stoffs schlägt seinen Nachfolger um Längen! Der schrifstellernde Major Fouqué aus dem protestantischen Preußen verlegte seine Handlung in das als liederlich verschrieene Italien, nach Venedig, um genauer zu sein. Dort verprasst ein junger Kaufherr namens Reichard sein



Vermögen in edlen Hurenhäusern und in Gesellschaft ebenso kostspieliger wie grundverdorbener Gespielinnen. Als er dem Bankrott nahe ist, verkauft ihm ein alter spanischer Hauptmann ein merkwürdiges Fläschchen, das die Gabe hat, seinem Besitzer auf Erden jeden materiellen Wunsch zu erfüllen. Ein hässliches Teufelchen, eingesperrt in diesem Fläschchen und „Galgenmännlein“ genannt, ist der Garant dieses begehrten Zaubers. Wer sich aber mit dem Bösen einlässt, muss des Pferdefußes gewärtig sein: Stirbt der Besitzer des Galgenmännleins, so ist seine Seele auf ewig der Hölle verfallen. Also sollte man tunlichst zusehen sich des gefährlichen Gutes bei Zeiten zu entledigen. Das aber geht nur auf eine Art: Man muss es jemandem zu einem geringeren Preise verkaufen, als man es selbst einst erstand. Naturgemäß ist irgendwann die kleinstmögliche Währungseinheit erreicht und dann ist Schluss mit Lustig. Fouqué verleiht seiner Geschichte weitaus mehr szenischen Spielraum.

So entsteht eine bestechend tiefgründige Darstellung des moralischen Niedergangs eines scheinbar vom Schicksal so vorteilhaft Begünstigten. Scheunemann und sein musikalischer Begleiter Manfred Opitz auf dem geisterhaften Keyboard verbreiteten in der anheimelnden, gotischen Atmosphäre des Kreuzganges die rechte Stimmung zum dämonischen Kampf des Abstürzenden um sein ewiges Seelenheil. Sie zogen das Publikum in den Bann des Geschehens, man hätte auf dem Boden des Kreuzganges eine Stecknadel fallen hören. Nur manchmal, wenn Opitz mit seinen schrillen und heulenden Klängen nach Art des alten Stummfilmkintopps die situative Dramatik etwas zu laut beleuchtete, hatte man doch Mühe den Worten des Lesenden zu folgen. Der altbacken erhobene moralische Zeigefinger Fouqués, der nichts, aber auch gar nichts von dem unseriös erworbenen Reichtum in den Händen seinen Protagonisten beließ, in dessen Tasche jedoch sich stattdessen der böse Geist immer wieder zurückschlich, vermittelte denn auch der Zuhörerschaft die alte Erkenntnis: Geld allein macht nicht glücklich. Nun ja, ein paar gute Wertpapiere und Immobilien sind auch nicht so übel...

## Teufels Küche in der Studiobühne

Ulla Meinecke stellt ihr jüngstes Buch vor

Michael L. Hübner

Es gibt Astronauten, Kosmonauten, Taikonauten, Argonauten und nun auch noch – Psychonauten. Das sind Wagemutige, die sich, statt ins All oder nach Kolchis auf die Reise in die unbekanntes Gefilde der menschlichen Seele begeben. Eine selbsternannte Psychonautin stellte am Sonnabend in der Studiobühne des Brandenburger Theaters ihr jüngstes



Buch vor. „Willkommen in Teufels Küche“ heißt das Werk und die berühmte deutsche Chansoneuse Ulla Meinecke hat es geschrieben. Irgendwann stellte sie fest, dass sie zu dem Menschenschlag der sogenannten Chaotiker zählt. Das ist keine eben privilegierte Spezies. Diese Leute stecken täglich Megawattstunden an Energie in die Lösung von Problemen, die es bei einem ausgeglichenen Naturell gar nicht gäbe. Ulla Meinecke aber machte aus der Not eine Tugend. Selbst erfolgreich in ihrem musikalischen Gewerbe, begab sie sich auf das Terrain der schreibenden Zunft, nachdem sie den Typus des Chaotikers mit pathologischer Präzision seziert und unter die Lupe genommen hatte. Ihre Texte sind witzig, pointiert und gut beobachtet.

Das Publikum lachte. Finster und gequält aber lächelten die armen Teufel, die sich auf Meineckes Objektträger, quasi unter ihrem unbestechlichen Mikroskop wiederfanden. Doch soviel Selbstironie war auch der chaotischen Fraktion im Auditorium Verpflichtung. Was Ulla Meinecke zum Besten gab, das waren schon mitunter echte Schenkelklopfer. Zwischenzeitlich trug sie einige Ihrer wunderbaren Couplets zusammen mit ihrem Gitarristen Ingo York vor. Man fühlte sich an die guten, alten Amiga-Zeiten erinnert, als man östlich der Elbe für Schallplatten der ehemaligen Büroleiterin Udo Lindbergs alle Beziehungen und verfügbare Tauschobjekte ins Feld führte. Eine wunderbare, tiefe, warme Stimme.

Philosophisch anspruchsvolle Texte. York stimmt seine Gitarre nach dem unorthodoxen Keith-Richards-Prinzip: Wenn's klingt, stimmt's. Der Mann spielt, die Frau singt, das Publikum geht mit. Es ist beinahe, als stünde eine deutsche Laurie Anderson auf der Bühne. Die obligate Zugabe kam, ohne dass sich das Künstlerduo hinter den Vorhang verfügte. Das Hin- und Hergerenne sei ihr leid, erklärte Meinecke. Nutzen tat es ihr allerdings nichts. Noch dreimal bringt sie der nicht enden wollende Applaus der etwa fünf Dutzend Besucher zurück auf die Bühne. Noch drei Mal muss Ingo York seine Gitarre anstöpseln. Zwei Stunden erstklassige Unterhaltung. Und nun weiß Brandenburg, wie es in Teufels Küche zugeht. Gar nicht mal so übel, wenn man's so sieht.

## Theater in der Bibliothek

Fouque-Bibliothek richtet Tag der Bibliotheken aus

J. – F. S. Lemarcou

Das eine Bibliothek ein Hort der Bücher und anderer Medien ist, dürfte bekannt sein. Dass aber unter dem Dach des Sekretärs- und Syndikatshauses am Altstädtischen Markt schauspielerische Talente erblühen, das ist ein Novum. Zum Tag der Bibliotheken am 24. Oktober lud Bibliotheks-Chefin Cornelia Stabrodt in die Fouqué-Bibliothek. Vor 176 Jahren nämlich wurde von Karl Benjamin Preusker im sächsischen Großenhain eine erste öffentliche Bibliothek der Leserschaft übergeben. Bibliotheken, das waren vorher Luxusinstitutionen von vermögenden Privatpersonen oder administrativen Einrichtungen. Dessen gedachten nun die Bibliotheksmitarbeiter vom altstädtischen Markt mit einem kurzen Einakter, der den Zuschauer in ein Brandenburger Kloster um 1273 entführt. Die Schriftrolle war gängiges Allgemeingut, das Buch ein noch weitgehend unbekanntes Phänomen von aneinander gereihtem Text in gebundener Form. Das in gleichermaßen flüssigem Deutsch oder wahlweise Englisch vorgetragene 2-Personenstück regt das heutige Publikum zum Schmunzeln an. Die Probleme, die unsere Urahnen mit diesem für sie neuen Medium entwickelten, wurden sehr überzeugend dargestellt und erinnern frappant an die Schwierigkeiten mancher Zeitgenossen, sich dem

modernsten Informationsträger – dem Computer – zu nähern. Von der Kostümierung bis hin zur szenischen Umsetzung war der Einakter so gut umgesetzt, dass Frau Stabrodt wohl damit rechnen muss, ihre Mitarbeiter ab und zu an Christian Kneisels oder Hank Teufers Theater zu verlieren. Das war viel Liebe zum Detail und mimisches Engagement – aber vor allem die Erkenntnis, dass die Fouqué-Bibliothek mehr zu bieten hat, als den Verleih von Büchern und immer mal wieder für eine Überraschung gut ist.

## Urahn Brandenburger Stadtpläne gefunden

### Historischer Verein stellt ältestes Kartenmaterial zu Brandenburg an der Havel vor

Michael L. Hübner

Um 500 vor Christus postulierte Heraklit: Der Krieg ist aller Dinge Vater. Zumindest für den ersten Brandenburger Stadtumriss aus dem Jahre 1631 trifft das zu. Als König Gustav Adolf Wasa, der Löwe aus Mitternacht, mit seinen Armeen in Deutschland einfiel, bemerkte man im schwedischen Oberkommando, dass sämtliche schwedischen Kartenwerke maximal bis in den Norden der Mark Brandenburg reichten. Weiter südlich war gewissermaßen kartografische Terra Incognita. Denkbar ungünstig für ein militärisches Expeditionscorps. So begann man eifrig die Landschaft zu vermessen, denn wer die besseren Karten und Pläne hatte, war dem Feinde gegenüber klar im Vorteil. Eine dieser Karten hat nun im schwedischen Kriegsarchiv zu Stockholm die Zeiten überdauert und wurde kürzlich für die Brandenburger Historienforschung wieder entdeckt. Zu diesem Anlass widmete der Historische Verein seinen diesjährigen Abschlussvortrag dieser kleinen Sensation.



Handelt es sich doch um die älteste bekannte maßstäbliche Darstellung der beiden Städte Brandenburg. Drei Referenten teilten sich die Aufgabe, die erstaunlich modern wirkende Karte einem sehr gespannten Publikum vorzustellen. Der Vortragssaal in der Ritterstraße 94 war so hoffnungslos überfüllt, wie schon lange nicht mehr. Stadtarchäologe Dr. Joachim Müller, Militärhistoriker Frank Brekow und Geograf Bernd Brülke gaben jeweils ihr Wissen aus dem Umfeld der Karte preis. Während Brekow die militärische und politische Situation des Dreißigjährigen Krieges beleuchtete, von dem die Mark und die beiden Städte Brandenburg ebenfalls hart betroffen wurden, gab Brülke anschließend einen tiefen Einblick in die Entwicklung des Mess- und Kartierungswesens. Dr. Müller baute darauf auf, als er die dargestellten

Objekte mit archäologischen, historischen und noch gegenwärtig sichtbaren Befunden verglich. Dabei offenbarte sich die Präzision, mit der bereits vor beinahe vierhundert Jahren Gelände aufgemessen und aufgezeichnet wurde. Es zeigte sich aber auch sehr deutlich, wer die Auftraggeber für solche nicht eben billigen Unterfangen waren: Die Städte Brandenburg sind nämlich nur in ihren Umrissen erkennbar – in den Konturen ihrer Verteidigungsanlagen nämlich. Was in der Stadt an Häusern oder Kirchen existierte, war völlig uninteressant. Mühlen – ja, die waren wichtig und zwar für die Verpflegung der Truppe. Ansonsten interessierte die Fortifikation, die Tiefe der Havel und ihrer Kanäle für die Feldlogistik und den Transport kriegswichtiger Güter. Die einzige sakrale Gebäude, das Erwähnung fand, war die Marienkirche, die zum Zeitpunkt der Erstellung der Karte ihr Dasein bereits achtzig Jahre lang als traurige Ruine fristete. Aber immerhin – sie stand auf einem strategisch bedeutsamen Berge.

Die Karte selbst ist eingenordet, was insofern bedeutsam ist, als hier ein Bruch zu bis dahin üblichen, mittelalterlichen Welt- und Geländekarten dokumentiert wird. Diese richteten sich wie überhaupt alles in der Christenwelt nach Osten aus. Ein Maßstab wird verzeichnet, dem wahrscheinlich rheinische Ruten zu etwa 3,7m zugrunde liegen. Überhaupt ist die Karte in ihren Erklärungen in deutscher Sprache abgefasst. Sehr verwunderlich bei einem schwedischen Auftraggeber. Laut Brülke ist dieser Umstand ein deutlicher Hinweis auf die der schwedischen Armee dienenden zahlreichen deutschen Ingenieure. Es schadete auch nicht weiter. König Täve sprach perfekt deutsch. Außer ihm und seinen Generälen sollte das Kartenmaterial sowieso niemand zu Gesicht bekommen. Auf Kartensponage stand der Tod. Für die Stadt aber bedeutet die Auffindung dieses Planes einen riesigen historischen Gewinn. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn Museum und Stadtarchiv einen Abzug dieses Werkes erhalten könnten, das in seinem Alter den berühmten Hedemann Plan von 1722 noch um ganze 91 Jahre übertrifft.

## Von der Moldau an die Havel

### Spejbl und Hurvinek gastieren am Brandenburger Theater

Michael L. Hübner

Von der Goldenen Stadt, Böhmens schöner Hauptstadt Prag, kam in der Geschichte schon viel Gutes und Schönes nach Deutschland: Kaiser Karl IV. und die vierzig Jahre nach ihm gegen das Reich opponierenden Hussiten, mit letzteren die böhmische Braukunst und einige Jahrhunderte später Franz Kafka und Hašeks Schwejk, Karel Gott und schließlich – Spejbl und Hurvinek. Diese beiden Namen kennt das interne Wörterbuch von Microsoft Word nicht – und das ist eine Schande! Denn diese beiden Marionetten, Vater und Sohn, zählten seit ihren ersten Auftritten zu den lebenswertesten internationalen Botschaftern der Moldaumetropole. Den Kindern der DDR waren sie so bekannt wie Herr Fuchs, Frau Elster und Pittiplatsch.

88 Jahre ist die Figur Josef Spejbl alt, sein Sohn Hurveys nur sechs Jahre jünger. Aber jung geblieben sind sie alle beide. Und so füllten sie am 30.10. den Großen Saal des Brandenburger Theaters bis auf den letzten Platz. Die beiden und ihr Team sorgten für einen weiteren Superlativ: Wer hätte das letzte Mal ein gemischtes Publikum von 8 bis 80 im Parkett vereinigt! Zwischenapplaus, rhythmisches Klatschen, Gejohle und Gepfeife – die beiden Dauerbrenner vom Moldaustrand ziehen ihre Fans noch immer magisch an. Stürmisch begrüßt wurde der Evergreen: „Vatiie, was ist eigentlich die Liebääh?“ Dass





die böhmischen Puppenspieler mit dem unverwechselbaren Akzent und der philosophischen Attitüde nicht nur kleine Puppen tanzen lassen können, bewiesen sie eindrucksvoll: Zwei lebensgroße Puppen spielten Tennis gegeneinander. Ein Tänzer schob seine ebenfalls lebensgroße Marionette in einem feurigen Tango über die Bühne, und niemand konnte fassen, dass die künstliche Dame kein Wesen von Fleisch und Blut gewesen sein sollte. Zwischenzeitlich brachte ein Mäuseballett das Publikum aus dem Häuschen. Dass man diese Gäste nicht so leicht von der Bühne lassen würde stand schon beizeiten fest. Josef Spejbl, eigentlich ein Sohn des Pilsener Kasperletheaters, hat es mit seinem naseweisen Sohn Hurvinek unbestritten an die Weltspitze des Marionettentheaters geschafft und hält sich dort seit Jahrzehnten. Der Besuch in der Havelstadt gereichte dieser zur Ehre und ihrem begeisterten Publikum zu einer großen Freude. Ahoi, Spejbl und Hurvinek! Auf ein möglichst baldiges Wiedersehen.

## Vorweihnachtszeit im Kreuzgang

### Marion Wiegmann liest Weihnachtsgeschichten im Paulikloster

(hüb)

Weihnachtszeit – besinnliche Zeit. Und weil Lesungen in der Chur- und Hauptstadt mit großer Beliebtheit angenommen werden, so wurde am Freitagabend in der Nordostecke des Kreuzganges zu St. Pauli wieder das dreieckige Podium aufgebaut. Diesmal nahm die sehr profilierte Marion Wiegmann Platz, um dem im Ost- und im Nordflügel des Kreuzganges versammelten Publikum Geschichten rund um die Weihnachtszeit vorzutragen. Susanne Hess und Angelika Eckelmann umrahmten die Lesung musikalisch mit Werken unter anderem von Bach, Händel, Sor, Carr und Cope. Doch auch zu russischer Volksmusik spielten Querflöte und Gitarre auf. Gut gewählt läutete die Weihnachtsgeschichte des großen Brandenburger Reformpädagogen Otto Bernhard Wendler gleich zu Beginn den Vortragsabend ein. Diese Geschichte, die Wendler aus persönlichen Kindheitserinnerungen bezog, spielte sich vor etwa 100 Jahren hauptsächlich in den Mauern des alten Pauliklosters ab und verlieh somit der Lesung eine besondere, eine geradezu authentische Note. Auf Authentizität jedoch verzichten mussten des ungeachtet die süßlichen – wenngleich sicherlich viel gelesenen – Kurzgeschichten um die Geburtszeit des Jesusknaben aus der Feder des NS-Landesobmannes für Schriftsteller des Gaus Salzburg, Karl Heinrich Waggerl. Allerliebste ist es sicherlich zu hören,

dass das Jesusknäblein lächeln musste, weil ihm ein Floh im Ohr umherhüpfte oder warum den Mohren die Handinnenflächen heller ausfallen als der Rest des Körpers. Wem es aber nicht gelang, den Inhalt der Stücke von der Person ihres Verfassers zu trennen, dem blieb statt eines Flohs ein schales Gefühl im Ohr. Versöhnlicher stimmte da schon die Weihnachtsgeschichte Hans Falladas, der, wie auch bei vielen anderen Werken des tragischen Granden der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts, die stark autobiographischen Züge anzumerken waren. Resümierend darf wohl nach dem nunmehr weiteren Erfolg der Lesung die endgültige Erschließung des Kreuzganges für derlei gehobene Kulturveranstaltungen als gesichert gelten.

## Weihnachtsgeschichten am Ufer des Beetzsees

### Michael Jussen liest in der Dorfkirche zu Lünow

Michael L. Hübner

1994 gründete sich in dem kleinen Beetzseedorf Lünow ein Kulturförderverein mit dem Ziel, die marode Kirche des Ortes zu retten. Heute ist das Gotteshaus wieder ein in alter Frische strahlendes Kleinod mittelalterlichen Kirchenbaus im Havelland. Kein Grund für den Kulturförderverein, seine Tätigkeit einzustellen. Seither organisiert er in jedem Sommer vier bis fünf Kulturveranstaltungen und in der Adventszeit eine Weihnachtslesung. Für die vierzehnte Veranstaltung dieser Art in der Lünower Kirche konnte in diesem Jahre der Schauspieler und Kabarettist Michael Jussen (42) gewonnen werden. Jussen, obwohl er einst für kurze Zeit Latein und Theologie studiert hatte, verschmähte die Kanzel und wählte den Chor des Kirchleins für seinen Vortrag.



Damit er aber auch von jedem seiner etwa 60 Gäste gehört werde, saß er auf einem hohen Podest und deklamierte von dort aus mit geschulter Stimme und Gestik Geschichten aus der Geburtshütte Jesu zu Bethlehem, das schwedische Märchen vom listigen Fuchs Mikkel und dem dummen Bären, die englische Geschichte vom tapferen Hubert aus der Renaissance-Feder Thomas Hardings. Zwischenzeitlich erfuhr man, dass der feingeistige deutsche Dichterkönig Johann Wolfgang von Goethe seinem Sohn August in den 1790er Jahren eine Spielzeug-Guillotine zu Weihnachten schenken wollte. Ein absurd anmutender Gedanke, der ihm denn auch mit Vehemenz von seiner Mutter Aja schriftlich ausgetrieben wurde. Des Weiteren wurde bekannt, dass Goethe um die Weihnachtszeit mit seiner Christiane so manchen Abend sechs Flaschen Rotwein hintereinander weg leerte – woraus ersichtlich ist, dass ein guter Rotspon das Fundament großer Dichtkunst sein kann. Die Lünower Kulturförderer hingegen verzichteten auf den Ausschank des geistigen Getränkes und konnten des ungeachtet eine

beachtliche Veranstaltung auf ihre Fahnen schreiben. Ihrer Ankündigung eine Lesung für große und kleine Leute auszurichten wurden sie jedenfalls gerecht: Von jung bis alt, von klein bis groß, von sieben bis siebzig füllte die Zuhörerschaft beinahe jeden freien Platz in dem lauschigen Kirchlein am adventsabendlichen Beetzseeufer.

## Weißes Gold auf Acryl

### HNO-Klinik stellt Werke von Britta Peconi aus

Michael L. Hübner

Geht das gute Porzellan zu Bruch und liegen hernach tausende Scherben herum, ballen sich in den allermeisten Fällen drohende Wolken über dem Familienfrieden zusammen. Wenn aber ein Herr Jelinek aus Kirchmöser einen Porzellanteller auf den Fußboden der Brandenburger HNO-Klinik feuert, dann stehen etwa drei Dutzend Menschen drum herum und klatschen Beifall. Eine aus Kirchmöser stammende Künstlerin nämlich weiß



selbst solch tragischem Geschehen noch eine gute Seite abzugewinnen: Eifrig sammelt Britta Picone, die Tochter des besagten Herrn Jelinek, die Scherben ein und arrangiert sie zu neuen Formen mosaikartig auf einem in Acrylfarben gestalteten Untergrund. Wie das dann aussieht, das kann man sich seit Freitag im Erdgeschoß der HNO-Klinik Am Marienberg ansehen.

Dort eröffnete die Chefärztin der Klinik Dr. Birgit Didczuneit-Sandhop im Beisein von Manfred Jelinek und dessen anderer Tochter Andrea Laschinski vor etwa drei Dutzend Gästen eine Ausstellung von Werken. Vater Jelinek und Schwester Andrea, die übrigens unter demselben Namen auch als Krankenschwester in der HNO-Klinik arbeitet, vertraten die abwesende Künstlerin. Diese lebt und arbeitet seit 1991 in Düsseldorf und musste auf einen Besuch der Heimatstadt verzichten. Denn schon am Montag verkauft sie wieder in einem der vier Porzellan Geschäfte auf der Düsseldorfer Kö das weiße Gold. Trifft sie dort auf Bruchware, dann müssen die Scherben nun nicht mehr den traurigen Weg in den Müllkasten antreten.

Britta Picone schenkt ihnen seit 2006 in ihren Bildern ein neues Leben. Da kleben sie dann einträchtig beieinander, das KPM und das Henneberg, das Meißner und das Wedgwood. Sie formen Schmetterlinge und Mondphasen, Papageien und Schnecken, eine Version von Munchs verschwundenem „Schrei“ ist zu sehen, es stand aber nur ein Photo Anke Engelkes Modell, und eine Weltkarte hängt daneben, die das Antlitz der Erde zum Ende der Saurierzeit wiedergibt. Die Porzellanhändlerin, die nebenbei die Hobbys Malen, Gestalten und Dekorieren betreibt und nebenberuflich als Dekorateurin in einem Möbelhaus arbeitet, verleiht der Kombination von Keramik und Acryl immer neue Gestaltungsformen. „Wir haben in der Familie schon immer gern und viel gebastelt“ erklärt Andrea Laschinski, sichtlich stolz auf das Talent ihrer Schwester. Auf dieses wurde Chefärztin Didczuneit-Sandhop anlässlich der letztjährigen Off Art in den Brennabor-Werken aufmerksam. Dort wurde denn auch die Idee zu der Ausstellung geboren, die noch bis Ende August 2009 zwischen 7:30 Uhr und 15:00 Uhr in der HNO-Klinik zu sehen sein wird. Der Eingang erwähnte und beklatschte Polterakt Manfred Jelineks, das sei noch verraten, hatte weniger mit dem Temperament des Kirchmöseraners zu tun. Mit den Gebrauchs-Scherben aus dem Hause Kahla, die ja bekanntlich Glück verheißen, wurde lediglich die Vernissage offiziell eröffnet.

## Inhalt

30 Prozent Rabatt auf Pfeffer .....	3	Kunsthalle platzt aus allen Nähten.....	11
Alfred Schnittke und Johannes Brahms im Brandenburger Theater .....	3	Literarisches auf dem Lande .....	11
AUA – hat ja gar nicht wehgetan!.....	3	Luftwaffe musiziert in der Klosterkirche .....	12
Chorgesang im Rolandsaal .....	4	Neun Meilen bis Berlin.....	12
Ein Haus für die Gemeinde .....	4	Russischer Abend im Bischofshof.....	13
Ein „Lüderjahn“ und seine Briefe .....	5	Sauerer Wein und Ackerbau .....	13
Ein Skelett auf dem Bischofshof.....	5	Sensation in St. Katharinen .....	14
Eine Laubhütte an der Synagogenwand.....	6	Spaziergang durch Brandenburger Industriegeschichte .....	14
Festliches aus der Gotthardtkirche.....	6	Stahl Feuer! .....	15
Frontmann im Zickengang.....	7	Teufelchen im Kreuzgang.....	15
Geheimnisvoller Gewölbekeller .....	7	Teufels Küche in der Studiobühne .....	16
Generalstaatsanwalt rockt Szenekneipe .....	8	Theater in der Bibliothek .....	16
Holzfällen im Theaterpark.....	8	Urahn Brandenburger Stadtpläne gefunden.....	17
Ironie und Hunger.....	9	Von der Moldau an die Havel.....	17
Krabat und die Schwarze Mühle .....	9	Vorweihnachtszeit im Kreuzgang.....	18
Kunst trifft Bildung.....	10	Weihnachtsgeschichten am Ufer des Beetzsees.....	18
		Weißes Gold auf Acryl.....	19